XX. Jahrg. Berlin, den 14. Oktober 1911. Nr. 2.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.**



Berlin, den 14. Oktober 1911.

Moritz und Rina.

Kressin, Ephraim 1911.

Wali meines Herzens!

Mein: länger trag' ich nicht die Qualen, die Angst, die jede Hoffnung raubt! (Niemann. Unter dem grünen Hütchen als Jägerbursche etwas völlig; mit der blonden Mähne auf dem Hünenrumpf aber der deutscheste Bengel, der sich denken läßt. Links der alte Herr; nicht sehr interessirt, weil Weber, mit Landmädchen, kaum noch sein Fall, doch pflichtgemäß hausherrlich nett. Proszenium rechts: Bismarck; anderthalb Akte lang. Habe ihn nachher nie wieder im Theater gesehen. Deshalb unvergeßlicher Abend. Où sont les neiges d'antan? Heute wärs der gräuliche Generalmajor, der, bei solchem Anlaß im Dragonerrock, Kanzler mimt und in jeder Gruppe, sobald er den langen Rücken zeigt, bewitzelt wird. Wissen wir endlich, wie tief wir heruntergekommen sind?) Bist ja natürlich, wie fast immer, im Recht mit Mahnung zu würdiger Geduld; Alles in Fluß, in Gährung, nichts von einem zum anderen Tag Haltbares zu sagen etc. pp. Doch sitze mal hier, meilenfern von Madrid, mit Einem, der früh und spät über verkümmerte Kartoffeln und andere Weltuntergangszeichen zetert, und stelle Dir vor, daß draußen Alles drunter und drüber geht, Du aber, wie blind und taub, nichts davon siehst und hörst. Die sanftmüthigste Geduld des Christenmenschen kriegt schließlich einen Henkelsprung. Zeitungen? Um zu lesen, welche Wichtigkeit irgendeinem Quatsch des Herrn Bebel oder seiner Leute gegeben wird,

oder mir vorschwatzen zu lassen, der Judenjunge, der den armen Stolypin gemordet hat, sei, beim rechten Licht besehen, gar kein übler Kerl gewesen? Danke für Backobst. Zu alt und, vor grauen Jahren, zu verwöhnt. Als Gänschen den klügsten Männern gelauscht, die den Kram leiteten, und mit weißem Haar auf Hinz und Kunz, Cohn oder Ephraimsohn angewiesen? Lieber noch nichts als das abgestandene Alltagsfutter aus der Kiste für Jedermann aus dem Volk. Gnädiger Herr, o habt Erbarmen: kommt auch in dem gemeinsamen „Freischütz“ vor. Gieb dem Herzen ein Stößchen und sage mir, balde, was ich übermorgen denken soll.

Sämmtliche Teufel und Beelzebuben scheinen los. Mir war schon Marokko so ekelhaft wie ranzige Butter. Drei Monate. Ohne die Spur von Sinn und Verstand. Donnerstag die pariser, Sonnabend die berliner Antwort. Diese dicken Titel! Zuerst las ichs. Was vor die Brille kam. Dein Schwager tobte lautlos. In der siebenten Woche ließ er, mit Trauerrand um die Aeuglein, verlauten, unser Besitz, der papierne, sei um ein Viertel entwerthet. Kenne die Melodie, bin nicht schreckhaft und habe für Spieler nichts übrig. Las also weiter. Bis ich dahinter kam, daß wir eine Jammerrolle spielen, und der Junge aus Paris, wo er, Gott seis geklagt, Geschäfte hat, schrieb, von Furcht oder auch nur Respekt sei dort nichts mehr zu merken und der Ton schwanke zwischen Unverschämtheit und verächtlicher Herablassung. Hast den Brief ja gelesen. Da machte ich Schluß. Ob wir irgendwo am Aequator viel oder wenig bekommen, ist mir Jacke wie Hose. Anständig sollen wir sein. Gefürchtet. Nur wollen, was die eigene Kraft erlangen kann. Nicht bei Zwielicht mit dem Schnappsack herumstrolchen. Nach der leisesten Andeutung glänzte das Ehekreuz. Ganz sein Standpunkt. Längst. Und entzückt, daß auch ich nun so weit. „Kinderlen als Erlöser! Unser Fürst würde sich im Tollhaus glauben. Gehts denn seit Juli etwa anders zu?“ Das pfauchte, donnerte, raste. Ueberall sei man wüthend, weil wir die Ruhe stören, die Leute um ihr Geld bringen und obendrein noch den Friedensschirm aufspannen. Was könne herauskommen? Tropenland, das uns zur Last wird (für Kolonisation dieser Sorte nicht mehr Talent als Mutter Patzke fürs Tischdecken), und Verlust des guten Namens, dessen Erwerbung so niederträchtig theuer war. Auch der Herr Kanzler hatte einen, könne ihn jetzt aber nur noch durch Selbst-

mord retten; und sein Sekretarius gehöre vor den Staatsgerichtshof, der uns leider fehle. Hörst den Liebling toben? Bis Nebel die Fenster beschlug. Deine Schwester ist abgehärtet; Vater, Bruder, Mann: Alle nicht satinirt. Trotzdem wurde ihr diesmal flimmerig. Verrückt ist Adolf nicht, hatte auch, außer der üblichen halben Treppchen, nichts im Kopf; und selbst der Junge, der sich in Kandare hat und selten laut knirscht, war mit der Feder höllisch wild geworden. In solchen Stunden sperrt ein alter Mensch sich in sein stillstes Zimmer und überlegt. Die Franzosen (scheint mir manchmal) haben ein anderes Gehirn als wir; sind in Ehrensachen aber nicht hinter uns. Sonst hätten sie, mit ihrem über die Puppen gehenden Reichthum, Elsaß-Lothringen schneller verschmerzt. Die sollen, ohne geschlagen zu sein, Land hergeben? Wenn daraus Gutes entsteht, will ich im Winter mit Fliegenstöcken hausiren. „Vogesen in Afrika": Ausdruck ist gar nicht so dumm. Die Leute werden nicht schwächer, aber rabiater; müssen mit unseren Feinden von gestern und morgen durch Dick und Dünn laufen. Hätten wir wenigstens einen ordentlichen Happen davon! Nuscht, sagen sie hinter Dirschau. Kongoknochen mit unansehnlicher Beilage. Kann mir nicht vorstellen, daß von Anfang an kein anderes Ziel. Behauptet wirds ja; morgens und abends. Von den Uebeln fast das übelste ist heute aber, daß keine Seele mehr glaubt, was die Regirung in die Zeitung setzen läßt. Nicht mal hier in Pommernland. Möchte sie rasend gern vertheidigen. Geht nicht; bei bestem Willen. Oder zeigt der Weiseste morgen eine Möglichkeit?

Vielleicht ist ihm die Platte zu abgespielt. Würde begreifen. Wir nehmen, mit dem besten Heer und einer, nach des Eidams Betheuerung, höchst achtbaren Flotte, jede Maulschelle und jeden Tritt hin; lassen uns von englischen Ministern kommandiren, was wir thun und nicht thun dürfen, von einem Botschafter Seiner Huldvollen Majestät schonunglos hohnigeln und halten geduldig den Schnabel. Wir streicheln die Franzosen wie ein Predigtamtskandidat sein Flanellbräutchen (lothringisches Parlament; seitdem Bethmann begraben): und bohren ihnen dann plötzlich heiße Stecknadeln ins Fleisch. Abgemacht; längst nichts Neues drüber zu sagen. Ein anderes Stück: Tripolis. Bel canto? Jedenfalls neu; und neuer Anlaß zu majoratsherrlicher Tobsucht. „Wenn wir jetzt einen Staatsmann hätten! Die Situation bietet uns ein

Schwert. Bleiben wir wieder pflaumenweich, dann können am Goldenen Horn einpacken. Unsere Leute müßten sich aufraffen und die faulen Römerköpfe abschütteln. Ein wahrer Segen, diesen traurigen Bundesgenossen loszuwerden. Was wollen die Kerle? Jubiläum angeblicher Einheit feiern? Auf unsere Kosten? Sähe ihnen ähnlich. Bis gestern war ihre Mittelmeerpolitik jammervoll kurzsichtig und schlapp. Als sie mit England zusammen in Egypten Ordnung schaffen sollten, hatten sie keine Lust. Tunis, das eigentlich zu Süditalien gehört und ein fetter Bissen ist, ließen sie von den Franzosen verschlucken und wagten, trotzdem die Umklammerung des Tyrrhenischen Meeres verdammt eklig werden mußte, nicht einmal, eine Entschädigung zu fordern. Denn den Weg nach Tripolis hat ihnen Frankreich erst geöffnet, als es selbst ernsthaft an Marokko zu denken begann. Geheimvertrag: Frankreichs désintéressement in Tripolis, Italiens in Marokko. Die Abruzzenhelden brüllen, ihr Recht auf Tripolis sei auch von anderen Großmächten anerkannt worden. Möglich. Für den Fall des Zusammenbruches der Türkei hatte Eduards G.m.b.H. ihnen eine Hypothek auf Tripolis gegeben. Seit 1908 gehts den Türken besser. Machen sie ihre Finanzen gesund und bauen brauchbare Schiffe, dann mag Italien seinen Anspruch in den Schornstein schreiben. Inzwischen nahmen Franzosen und Engländer vom tripolitanischen Hinterland ein Eckchen nach dem anderen. Wenn Rom sich nicht sputete, kams zu spät. Unsere Agadir-Dummheit brachte also den ersehnten Vorwand. Neun Zehntel der Nation wurden tollwüthig und verloren jedes Augenmaß. Weil ihre Marine ziemlich stark ist und das heimlich auf Kriegsfuß gestellte Corps den schmalen fruchtbaren Küstenstrich leicht besetzen kann, meinen sie, die Sache sei ohne besondere Mühe zu machen. Werden sich wundern. Der Marsch ins Innere wird Hunderte von Millionen kosten, die vielleicht nie wieder herauskommen und sich auf absehbare Zeit sicher nicht verzinsen. Aber man ist Römer, Enkel von Caesar und Scipio und muß ‚Kultur verbreiten'. Warum fängt diese Wohlthätigkeit nicht in der lieben Heimath an, deren halbe Bevölkerung weder lesen noch schreiben kann und deren Süden von Halbwilden bewohnt wird? Im ehemaligen regno (Neapel) und in Sizilien sind die Zustände mindestens so schlimm wie in der Türkei, die mit Camorra und Maffia bisher nicht beglückt worden ist. Da geschieht nichts; aber das türkische Afrika muß kultivirt werden. Des-

halb aus heiterem Himmel das grobe Ultimatum und nach der viel zu sanften Antwort der Ueberfall. Unser Bundesgenosse greift unseren Freund an und entreißt ihm munter eine Provinz; ein Bundesgenosse, der uns in jeder Noth der letzten Jahre im Stich gelassen hat und ins Lager des Feindes geschlichen ist. Worauf wartet nun dieser p. t. Kanzler noch? Aus Italien ist für uns nichts zu holen; das Bündniß werthlos und sogar lästig. In der Türkei haben wir große Interessen, in Kleinasien Zukunftchancen, für die alle erdenklichen Opfer gebracht worden sind; und wenn die Abrechnung mit England nicht zu vermeiden ist, müssen wir wünschen, daß ihr Schauplatz nicht das Weltmeer sei, wo nur Zufall dem Schwächeren helfen kann, sondern Egypten. Dazu brauchen wir die Türken. Ist uns ja tausendmal zugeflüstert worden. Die müssen wir also jetzt für die Dauer verpflichten. Könnens auch; obendrein noch die größten europäischen Gesammtinteressen vertreten und einen Anhang abtrennen, der uns auf jedem Marsch hemmt. Aber ein Bischen schnell: sonst sitzen wir noch im Oktober wieder allein in der Kälte." Habe mirs aufschreiben lassen; weil der Unermeßliche behauptete, sei ganz Deine Meinung. Auch türkisch bis in die fidelen Knochen? Kalchas, Du weißt wohl, warum.

Aber auf die Route kriegt Ihr mich nicht. Für Italiener, wenn nicht Caruso oder Gondoliere, nicht viel übrig; für Haremsherren noch weniger. Das Getechtel mit ihnen hat mir nie gefallen. Dürfen nicht wieder stark werden. Preußen und Pascha's: giebt keinen Reim. Will auch nicht leugnen, daß die Kühnheit (Frechheit, sagt Adolf) der Sache mir imponirt. Ein Land erobert, in das unser Deutsches Reich zweimal hineinginge; rasch, muthig und ohne Federlesen. Der kleine Victor Emanuel ist nicht von Pappe und die Volksbegeisterung für den nationalen (und, bitte, doch auch christlichen) Krieg wahre Wonne für Eine, die das ewige Gegurr der Friedenstauben kaum noch ertrug. Wir verschwatzen dreizehn Wochen um allerlei Quark (die berühmte Kompensation soll ja jetzt erst drankommen) und Italien hat nach acht Tagen seine Fahne, wo es sie haben wollte. Geht über meinen Horizont. In Rußland wird im Theater, in Wien, weils bequemer ist, im Reichsrath auf die Minister geschossen. In Amerika muß die Regirung sich mit Millionenräubern und unhöflichen Kanadiern balgen. In Frankreich fliegen die stärksten Panzerkähne mit Mann und Maus in die Luft und aus dem Staatsmuseum werden am hellen

Tag die kostbarsten Bilder gestohlen. Auch England (sagtest es selbst) hat ein dickes Sorgenpäckchen. Bei uns ist Alles in Ordnung (für Kriegsfälle, meine ich). Und gerade wir bleiben im Hintertreffen und thun, als müßten wir uns ducken. Was ist denn mit Kiderlen? Kann in Bukarest doch nicht dumm geworden sein. Erinnert aber an den Bullen im Porzellanladen; rechts und links lauter Scherben. Dietrich, der, strebsam und auf Ansehen als Kreisorakel erpicht, Schnüffelns halber in Berlin war, kam mit der gewohnten Miene des Wissenden zurück und ließ sich von Andächtigen herumreichen. Schlimm könne der Handel nicht werden. Maßgebende hoffen sogar auf ein besseres Verhältniß zu Frankreich, gegen das, weil es uns eine Extrawurst brate, die Algesirasfreunde verstimmt seien und das deshalb versuchen müsse, sich mit uns gut zu stellen. Die Kongostückchen (die nicht Kiderlen verlangt, sondern Cambon angeboten habe) finde kein Mensch schmackhaft; in der Wilhelmstraße werde aber behauptet, der Tag, der uns den portugiesischen Küstenstrich beschere, rücke heran und werde die wahre Bedeutung der Errungenschaft zeigen. Hokuspokus. Blind und taub ist auch eine alte Frau vom Lande nicht. England und Rußland sollen auf Frankreich wüthend sein? Arbeiten ja in schönster Eintracht gegen uns. Von Küstenstrichen verstehe nichts; muß sie aber erst schwarzweißroth angestrichen sehen, ehe ich dran glaube. Ob ichs erlebe? Der Preis bliebe trotzdem unsinnig hoch.

Schluß. Nichts Familiäres heute (außer einem sehnsüchtigen Gruß an Dein sanftes Lottchen). Keine Frage nach Reiseerlebniß des stummen Bruders, der hoffentlich schon im Warmen saß, als in seinem Holland Bäume und Dächer krachten. Ueberhaupt nichts weiter. Daß der künftige Regent der theuren Bundesbrüder in Bayern öffentlich Witzchen drechselt, die S. M. ärgern müssen, wäre der Rede werth. Und der Metternichpfuhl, der zum Himmel stinkt! Noch manches Andere. Später peut-être. Jetzt gehts nicht. Zu aufgeregt. Theuerung (die uns Agrariern, weiß Gott, nicht angenehmer ist als der Trottoirsippe), Alles, bis auf die Höhen und in die Tiefen, verhetzt, draußen nur Nackenschläge: und dabei Wahlen! Wenn Bethmann sein Werk besieht, muß er schaudern lernen. Was wird? Was kann werden? Das Bißchen Altweiberhumor ist in diesem gräßlichen Herbst abgewelkt. Manchmal ziehts durch mein Gemüth, das Alles könne gar nicht wirklich sein; nur ein blödsinnig quälender Traum. Ja? Dann wecke schleunig die uralte

Rina.

Berlin (fast schon) Orleanstag 1911.

Liebste!

Von der Reise zurück. Annonciren, wie die Hausärzte, lasse ichs nicht. Muß es Dir aber melden; um entschuldigt zu werden. Erst heute; genau zwölf Stunden vor der Konjunktion des Saturn mit dem Mond. Nur zwei Wichtige gesprochen: also noch beinahe jungfräulich. (Keine Grimasse! Bitte um würdigen Ernst. Die Sache wills.) Habe manchen Sturm erlebt; nie einen, der dem aus der ersten Oktobernacht auch nur ähnelte. Zum Entsetzen schön. Die Nerven zittern noch. Hätte mir aber nicht die Reise verdorben. Das konnten nicht einmal drei Regenwochen. Nein: einfach krank von unserer Politik. Richtig krank. Von früh bis spät unter Druck und Schlaf kaum ziemlich genügend. Schreiben? Um keinen Futterpreis. Lesbares noch heute unmöglich, wo wieder das ganze Stadtgetöse um den Schädel dröhnt. Geheizte Stuben, Telephon und frische Zeitungen. (Die nachgeschickten, einen Tag alten schmecken wie Semmel von gestern und man beknabbert sie nur mit trägen Zähnen; die meisten Nachrichten sind, in so wilder Zeit, ja doch schon überholt oder widerrufen.) Most horrible. Kann mich noch nicht zurechtfinden. Die Einzige aber auch nicht warten lassen. Kurz und schlecht also; ohne Schnörkel und ohne Seelsorgersalbung.

Wo anfangen? Die Kette unserer Tölpeleien scheint endlos. Das Geprahl mit dem Russenvertrag, das den bequemen Pichon stürzte, die Republikaner, die Rußland treulos glaubten, noch schneller den Briten zutrieb und, als die Seifenblase geplatzt war, uns vor sämmtlichen Erdtheilen blamirte. Allgemeines Wahlrecht für die verehrlichen Lothringer; doch wohl auch ein Gegenstand internationaler Politik. Agadir. Hier stock' ich schon. Schäme mich, noch drüber zu reden. Kein fester Plan; die Sachverständigen nicht gehört, die Botschafter nicht vorbereitet. (Wenn der selbstherrliche Schwabe von Metternich und Schoen nichts hielt, mußte er sie wegjagen; durfte sie aber nicht ohne Information und Instruktion lassen und vor der Regirung, bei der sie beglaubigt sind, lächerlich machen.) Keine Fühlung mit Finanz und Presse. Ueber das Hochpolitische, den wahnwitzigen Einfall, französisches Tropenland haben zu wollen, sind wir einig. Alle vom Bau darüber, daß man technisch so erbärmliche Arbeit in der Geschichte der Diplomatie lange suchen müßte. Ergebniß: wir helfen den Franzosen

ins Protektorat, in das nächste und aussichtvollste Kolonialreich, das eine moderne Festlandsmacht je hatte, und zwingen sie zugleich, uns neue Todfeindschaft zu schwören, die jetzt gefährlicher ist als vor vierzig, dreißig, noch zwanzig Jahren. Ein Pfahlblinder konnte die Folgen voraussehen. Der Kanzler ist ahnunglos und der Staatssekretär scheint von Eigensinn und Ruhmgier um seinen derben Menschenverstand gebracht. Von englischen Ministern werden wir wie diebische Landstreicher behandelt und wagen nicht die bescheidenste Abwehr. Wir verlieren Milliarden, den Rest unserer Reputation und haben auf der weiten Erde nicht eine Stimme für unsere Politik, die Brutalität und Schwächlichkeit vereint.

Alle gegen uns; laut oder leise. Nun ists so weit. Drei Botschafter, zwei Minister und ein Unterstaatssekretär stecken die Köpfe zusammen. Woher droht noch Gefahr? Eingebildete vom Dreibund, an den der französische Kleinrentier bei dunklem Himmel glaubt; ernstere von der deutsch-türkischen Intimität. Mindestens eine muß geschwind aus der Welt; glückts, mit einem Schlag beide Gespenster zu treffen: tant mieux. Italien fordert Tripolitanien und die Kyrenaika. Eine türkische Provinz. Von Frankreich und England ihm zugesagt, von Oesterreich-Ungarn, anno Bosnien, zu gefälliger Expansion empfohlen. Deutschland? Selbst wenn sein Kaiser nicht irgendwo einmal geschrieben, gesagt, angedeutet hat, daß er nichts einwenden werde, wird es sich still halten und in Konstantinopel betheuern, daß es überrascht worden sei, für die Habgier seiner Genossen nicht haftbar gemacht werden dürfe und in Rom zu vernünftiger Mäßigung rathen wolle. Da, heißt es dann, seht Ihr Türken den Werth der deutschen Freundschaft. Sie hat Abd ul Aziz, der in dem unabhängigen Kaiserreich Marokko souverain sein sollte, nicht geschützt, Muley Hafid nicht vor dem Joch bewahrt: das Land Wilhelms, der für Integrität und Souverainetät sein Wort verpfändet hat, schafft den Franzosen die Protektoratsmacht. Auf Saladins Grab nannte der Deutsche Kaiser sich Euren Freund; Euren Thronfolger lud er nach Berlin und gab ihm einen hohen Orden. Bosnien, Herzegowina, Tripolitanien läßt er von seinen Sozien verspeisen. Rache für Agadir und die peinlichen Gespräche! Schimpfen nützt nicht. Fein gedreht war das Ding (so fein, daß man in der Wilhelmstraße die Haltung verlor und die Mittagsnoten abends dementirte); von einer länglichen Hand. Warum sitzt Kitchener, Britaniens Bester, als Agent in Kairo? Nach der indi-

schen Herrlichkeit eigentlich keine Stellung. Aber Egypten könnte, wenn die Junge Türkei sich auf ihr Suzerainrecht besönne und die zur Verstärkung der tripolitanischen Division bestimmten Truppen durchs Pharaonenland schicken wollte, plötzlich Reichsfort werden. Deshalb der Held von Khartum als Nachfolger Gorsts, die Britencadres in der Stille aufgefüllt und die tüchtigen Sudanesen, die gegen den Khalifen nicht ins Feuer zu bringen wären, sacht abgeschoben. Dann Ultimatum, Kriegszustand, Okkupation und britische Preßempörung über den „ungeheuerlichen Friedensbruch“. Billig; und schmutzt nicht. Balkanruhe ist, soweit die vorhandenen Kräfte reichen, garantirt. Schwächung der Türkei, die recht übermüthig geworden war, nur willkommen. Ein Regime, das die letzte Festung auf afrikanischem Boden räumen muß, ist schon halb gestürzt. Fällt Arabien ab, so öffnet ihm Britania die Mutterarme, ist auf beiden Flanken Egyptens den unbequemen Türken los und der Herrschaft im Indischen Ozean noch sicherer als gestern.

Was wir thun sollen? Eine Nesselfrage, ma mie. Dein Unvergleichlicher denkt wie andere kluge Leute: Italien abhalftern und mit dem ganzen Einsatz auf die Türkenseite gehen. Von zehn Diplomaten schwereren Kalibers sind neun dafür. Sehen den Himmel offen: Türkei mobilisirt syrische und arabische Corps, erzwingt, gegen die paar Tausend Tommies, den Marsch durch Egypten (nach Tripolis), ruft in Afrika und Asien alle Mohammedaner zum Heiligen Krieg wider Albion, den Erzfeind, den wir inzwischen auf seinem Stammsitz angreifen, und nach fünf Bierminuten muß der Löwe um Gnade winseln. Ganz unmöglich wärs nicht. Wie aber sähe nach solchem Sieg unsere Welt aus? Der Islam wäre stärker als je, hätte sich den Hindu verbündet, Europa könnte seine Kultur für newyorker Museen einkampfern und ein neuer Abschnitt der Erdgeschichte begönne. Wir aber würden nur gerade so lange respektirt, wie wir unentbehrlich sind. Nicht eine Stunde länger; denn die Kerls können uns nicht riechen. Mahmud Schewket soll, via Colmar Goltz, an S. M. geschrieben haben, das Deutsche Reich, dem Italien doch verloren sei, müsse jetzt der Türkei aus der Klemme helfen; sonst habe es auch am Goldenen Horn ausgespielt. Leider. Sein Wunsch ist aber nicht zu erfüllen. Anstand, Interesse und Kulturpflicht hindern uns, mit den Türken gegen Westeuropa zu ziehen. Das Schauspiel wäre noch toller als eines mit Japan gegen die Vereinigten Staaten verbündeten Britenimperiums. Nicht

zu machen. Die Turbanspekulation, die nicht über Levantehandel und Bagdadbahn hinaussah, war eben immer falsch. Statt englischer morgen islamische Tyrannei: Danke ergebenst; als Europäer und Christ (ohne Glauben, murmelt, nicht ohne Grund, mein Engel). Um Deines Gottes willen liefern die Musulmanen nichts; und wenns einst drauf und dran kommt, können wir sie doch nicht brauchen. Also Italien? Noch weniger. Das muß sich, wenns an der tripolitanischen Küste festsitzt, erst recht dicht an England und Frankreich lehnen, von deren Willen seine Mittelmeerstellung abhängt; kann sich, da ihm, mit solchem Bissen im Hals, der Appetit auf Südtirol, Triest und Albanien schwindet, mit Oesterreich vertragen (scheint mir schon ziemlich) und übermorgen auch offiziell aus dem Dreibund scheiden, der kaum arme Spatzen noch vom Schotenfeld scheucht. Alles aus. Mit den alten Mittelchen gehts nicht weiter; Versöhnungdiners, Oelzweig, Türkentrümpf: Alles abgethan. In dieser traurigen Zeit ists mein einziger Trost. Jetzt wird es anders werden; weil es anders werden muß.

Dein Junge hat gute Augen und Ohren. Die Franzosen haben keine Furcht mehr; und werden das Risiko nie so nüchtern abwägen wie der bedächtige Brite. Sie finden unsere Art, den Nachbar zu behandeln, unerträglich und würden jauchzen, wenn sie, unter ihrem Aviatikerschwarm, gegen uns marschiren dürften. England, sagen sie sich, muß mit und Rußland alles irgend Mögliche zur Abwehr deutschen Machtzuwachses thun; die Berliner finden für diesen Krieg keinen Helfer. Und diesem Kieg sind wir, Amazone, ganz nah, wenn wir französisches Tropenland nehmen. Jede Täuschung wäre Verbrechen. Behutsame Vermittlung zwischen Italien und der Türkei das Dümmste, was sich erdenken ließe. Jetzt muß gehandelt werden. Wir sind klotzig stark und haben mehr zu bieten als ringsum ein Konkurrent. Nützt nicht, so lange Keiner glaubt, daß wir bis aufs Aeußerste durchhalten. Nur da ist die Gefahr. Die kindisch plumpen Fehler, die seit elf Monaten gemacht worden sind, brauchten uns keine Nacht zu verderben, wenn uns draußen noch der alte Blüchermuth zugetraut würde. Zage nicht! Deutschland wird leben; und nicht immer geduldig bleiben. Grüße Deinen Türken und mahne ihn, sich in Bereitschaft zu halten. Morgen braucht das Reich jedes tapfere Herz. Dem tapfersten erquickende Rast!

Moritz.

Kapuzinerpredigt.

Hört, so sprach im preußischen Abgeordnetenhaus Herr von Schorlemer-Lieser, Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, als der Antrag Ecker, von Staates wegen an der Verwirklichung des lüneburger Naturschutzparkplanes mitzuhelfen, auf der Tagesordnung stand: „Dem Ziel der Herren Antragsteller gehört auch meine Sympathie. Aber gegenüber der großen Begeisterung für die Begründung eines Naturschutzparkes, die sich nicht allein in dem Verein selbst, sondern auch in der Presse und, wie mir scheint, auch in diesem Hause geltend macht, halte ich mich auch heute schon für verpflichtet, auf gewisse Bedenken hinzuweisen, die der erhofften, besonders reichhaltigen Unterstützung dieses Vereins und seines Unternehmens durch die preußische Staatsverwaltung entgegenstehen."

Und er wies hin.

Er sagte, daß das in Aussicht genommene Gebiet zwischen Soltau und Hamburg doch „eine zum Theil sehr wenig fruchtbare Fläche" sei und eben aus diesem Grund das Land für Naturschutzparkzwecke sich wohl nicht so ohne Weiteres eigne. Er erklärte weiter, es handle sich, „was die Thierwelt angeht, wesentlich um die Erhaltung des schwarzen Storchs, des Kolkraben und, wie ich glaube, einer Art von Eidechsen", während für „das übrige Wild" in einem großen Theil des Gebietes ohne Kultur die nöthige Nahrung überhaupt nicht zu finden sein werde. Er versicherte endlich, daß an die preußische Staatsregirung fortwährend große finanzielle Anforderungen gestellt werden, und da wisse er doch nicht, ob man auch für ein solches Unternehmen noch so tief in den Beutel greifen dürfe, wie gewünscht werde. Er bestätigte, daß der Bitte um die Erlaubniß zu einer Park-Lotterie die Kaiserliche Genehmigung versagt worden sei und wahrscheinlich auch ferner versagt werden müsse, und rieth, mit der ganzen Geschichte ein Jährlein noch mindestens zu warten. Dann werde man ja sehen, was man für diese Bewegung thun könne, die, wie gesagt, auch ihm durchaus sympathisch sei... Hört: so sprach der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten.

Sprach er geistvoll, witzig, sachkundig? Viel besser als geistvoll hat er gesprochen. So, daß es im deutschen Volk einen Widerhall wecken muß. Ist der Park nicht mit der Hilfe der Regirung zu machen, dann muß es halt ohne sie gehen. Danach hätte man von vorn herein trachten sollen. Aber habt Ihr in den Beutel gegriffen, wie sichs gehörte? Ach ja, einzelne Männer haben zehn-

oder fünfzehntausend Mark auf einen Hieb in die Wäsche gegeben. Von den hunderttausend Mark, die so (über Nacht fast) zusammengekommen sind, wurden im November vorigen Jahres der Wilseder Berg und der anschließende Totengrund angekauft. Der Grundstock für den norddeutschen Park war damit geschaffen. Aber von den übrigen dreißig Millionen zahlungsfähiger Einwohner Deutschlands: was ist von denen verlautbart worden? Ganze siebentausend Männlein haben sich greifen lassen; ganze siebentausend Entzückte sprangen dem Verein als Mitglieder bei.

In mir sitzt eine Stimme, die sagt, man könne froh sein, daß sich so Viele haben aufrütteln lassen; daß unter sechzig Millionen Siebentausend sind, denen es jedesmal ist, als sei von ihnen selber ein Stück auf elendeste Art unters Rad gekommen, wenn sie hören, daß wieder ein stolzes Thier zertrampt worden sei, blos weil ihm nicht gegeben war, sich nach Hase und Huhn das Maul zu verbinden und dem hochmüthigen Abkömmling der bananenlutschenden Uraffenheerde, dem Sohlengänger mit dem Wiederkäuerdarm, dem Schwanzstummel hinten und den Karieszähnen dadurch zu Gefallen zu sein, daß es Häcksel fraß, Speckschwarten ansetzte, mit milden Kuhaugen in die Welt hineinguckte und sich ein Euter so groß wie drei Pompadourbeutel zwischen die Beine hing. Woher solls auch kommen, das nagende Weh über die zunehmende Zertrümmerung jener Geschöpfe, die seit tertiärlichen Zeiten Zeugen der Entwickelung des Menschen und all seiner irdischen Drangsale gewesen sind? Mitgeschundene, Mitgeschleppte, Mitbekriegte, Gefährten bitterster Eiszeitnoth und schläfrigen Höhlenlebens, Zeugen dumpfer, drückender Steinbeilthaten und Zeugen der größeren Thaten der Bronzeaxt, der Wiederkehr einer wärmeren Sonne und des Aufgehens einer Art Zuversicht? Und auch später immer mit dem Menschen Seite an Seite: Kameraden der Steppen- und Wanderjahre, des würgenden Suchens nach einer Heimath und nach einem Gott?

Man sollte glauben, die Naturwissenschaft habe längst Seide gesponnen und durch Fleisch und Blut hindurch den Menschen mit jedweder Kreatürlichkeit dieser Erde fest verbunden, so daß er in ihr Stufen sieht, über die er hinweggegangen, Larvenstadien seiner Entwickelungzeit, die im Jugendzustand schon reif geworden sind, oder Träume: Träume, die irgendwann in seine Entwickelungzeit von näher oder ferner her hineingespielt und hineingespukt, dann mit einem Winken sich von ihm entfernt haben und wie Wolken ihre eigenen Wege weitergezogen sind durch das All. Man sollte auch erwarten, daß der Mensch diese Träume grüßt,

wenn er ihnen begegnet, weil sie ein Stück seiner Kinderzeit sind, und daß er sich gegen Jeden auflehnt, der aus Dreistigkeit oder Dummheit sich an ihnen vergeht. Oder könnte der Mensch die Welt, die er in neunzehnhundertjährigem Jenseitstaumel auf so elende Art verlor, anders wiedergewinnen als dadurch, daß er (im Geist) demüthig untertaucht in Fischhaut, Reptilienpanzer und Säugethierfell und sich da unten ein Wiedersehen mit den Kräften, die ihn emportrugen, verschafft? Ich sehe nicht, auf welchem Boden sonst noch das Gefühl der Untheilbarkeit zwischen dem Menschen und seiner Erde erwachsen könnte, wenn es nicht aus dem erneuten Durchlebniß seiner Aeonengeschwisterschaft zu Pflanze und Thier kommen soll.

Aber das Kapitel, in dem der Einfluß der Naturwissenschaft auf das ethische Handeln des Menschen erörtert werden könnte, ist vorläufig noch ein Kapitel der Schande. Millionen laufen heute im Land als überzeugte Anhänger der Entwickelunglehre herum, thun fürchterlich aufgeklärt, verbrennen jeden Tag einen Pfaffen, sind Darwinianer, Lamarckianer, Haeckelianer und tragen im Knopfloch das Abzeichen des Freidenkerbundes; aber wie Viele sind wiedergeboren aus dem Geist der Lehre, zu der ihr Mund sich bekennt? Ich müßte nicht abermals betteln gehen für unsere norddeutschen Kameraden aus Thier- und Pflanzenwelt, wenn nicht neunzig von hundert dieser Bekenner tönende Erze und klingende Schellen wären. Ich bin kein Rousseaujüngling mit Flausen im Kopf und Lämmerpoesieidealen. Ich träume nicht von einer Wiederherstellung der Natur, von einer Aufrichtung des Zustandes früherer Zeiten oder von einer Einschränkung der jetzt üblichen Ausbeutungart. Da draußen giebt es nichts wegzuheilen und nichts wiedereinzurichten. „Denn an die Schläge, die der Mensch hineinprasseln ließ in die Umwelt, sind jene Siege geknüpft, deren Ertrag unser Leben so heiß gemacht hat, daß es dahinzuckt wie ein prickelndes Fieber. Ob wir dies heiße Leben lieben, wissen wir nicht, aber gewiß ist, daß wir nichts preisgeben dürfen. Der Bach hat einmal seine Pferdekräfte zum Betrieb einer Fabrik hergegeben. Nun muß er sich auch gefallen lassen, daß wir sie zur Durchtunnelung des Simplon in Anspruch nehmen und von ihnen fordern, daß sie uns im Flug nach Italien tragen, wenn wir so vieler Erfolge so müde sind. Der Wald darf auch nicht mehr wachsen, wie er gern wachsen möchte. Er muß die Axt zu fühlen bekommen, weil wir jeden Baum brauchen, bevor er für Spechte bewohnbar ist, und auch jeden Platz brauchen für einen Baum. Und so müssen an den Folgen moderner Waldwirthschaft Schwärme von Thieren und

Pflanzen zu Grunde gehen oder fortwandern, weil sie im Wald von heute nicht mehr die Bedingungen finden, die ihnen nur das nackte Dasein gestatten. Ja, es wird sogar weitergehen müssen mit Hinrichten, Auflösung und Abbruch und die Führer der Arbeitregimenter werden nicht hindern können, daß der Beschränkte, das Barbärchen und der halbcivilisirte Rentenpolitiker, der Rohling und Franctireur, die (als Mitläufer) in den Reihen der Kulturpioniere stehen und immer dort zu treffen sein werden, Dinge thun, die so wenig nothwendig sind wie das Mordbrennen im Krieg. Aber wie es mitten im Schlachtfeld Orte giebt, über denen die weiße Flagge weht, dem Soldaten ein Zeichen, daß auf diesen Ort nicht geschossen werden darf: so muß es in der Natur einen Platz geben, wo die Macht des Zerstörerthums zu Ende ist und alle Ausbeuterinteressen zu schweigen haben."

Seit ich Dies schrieb, ist festgesetzt worden, daß der Ort mit der weißen Flagge am Pfahl für die Thier- und Pflanzenwelt Norddeutschlands im soltauer Haidegebiet liegen soll. Er wird eine geschlossene Fläche von nahezu vier Quadratmeilen Land umfassen; zwei Millionen Mark werden zum Ankauf, vierzigtausend Mark (jährlich) für die Verwaltung nöthig sein. Aber hat der Minister nicht gesagt, daß dieses Gebiet sich nicht so ohne Weiteres für die Reservation eignen dürfte, weil es zu unfruchtbar sei? Jedes Kind erräth, daß nur ein Kindermann ihm diese Ergötzlichkeit zugeraunt haben kann, ein darwinistisch aufgeklärter natürlich, dessen Rasse das ewige Leben verbrieft hat. Daß die soltauer Haide gerade wegen der geringen Ertragsfähigkeit ihres Bodens ins Auge gefaßt worden war, daß es geradezu ein Frevel gewesen wäre, an Pflanzen und Thiere ein Stück Land verschenken zu wollen, das wegen seiner Fruchtbarkeit auf kleiner und kleinster Fläche vielen Menschen ein Auskommen bieten kann: Das begriff der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten nicht. Er sah auch nicht ein, daß die Abgelegenheit der Gemarkschaft und ihre dünne Bevölkerung (auf vier Quadratmeilen Boden leben dreihundert Menschen beisammen) die Wahl der soltauer Ecke als richtig erscheinen läßt; denn die dünne Bevölkerung erleichtert nicht nur den Erwerb des Gebietes, sondern weist auch darauf hin, daß seit Urzeiten Umstände vorhanden gewesen sein müssen, die die Kultur vom Vordringen in diese Niederungstriche abhielten. Wo aber die Kultur noch wenig kolonisirt hat, sind Fauna und Flora gewiß noch in ursprünglicherem Zustand zu finden als dort, wo der Mensch den Boden an sich gerissen und durch intensive Bewirthschaftung für Zwecke hergerichtet hat, die von den Interessen der pflanzlichen und thierischen Ureinwohnerschaft weit abliegen.

Auch hat der Minister angedeutet, daß die Thier- und Pflanzenwelt sehr armsälig, fast reizlos sei. Kolkrabe, schwarzer Storch und eine Eidechsenart wären so ziemlich Alles? Ja, Nilpferde giebt es nicht mehr zu thesauriren und der letzte Auerochs, den man zur Verbesserung der heimischen Rindviehrasse verwenden könnte, ist auch schon seit elfhundert Jahren tot. Aber wie wärs, wenn wirklich nur Kolkrabe und schwarzer Storch zu retten wären? Wäre nicht jeder von ihnen werth, daß jeder Deutsche jährlich zwei Mark hingäbe? Ist nicht der eine nach langer, langer Abwesenheit in die von Gletschern zermahlenen norddeutschen Niederungen zurückgekehrt und hat dem mürbe gewordenen Steinbeilmenschen die frohe Botschaft gebracht, daß es nun mit Sintfluth und Kälteherrschaft zu Ende sei und hinter ihm auf Millionen Vogelschwingen ein neuer Erdenfrühling heranbrause über den geräderten Norden? Daß er arbeiten möge und nicht verzweifeln? Datirt von dieser Stunde her nicht aller Aufstieg? Und der Kolkrabe? Hat er nicht die Wanderzüge des Bronzezeitmenschen begleitet und das Aas aufgefressen, das der Mensch am Wege ließ? Soll der Kolkrabe nun sterben müssen, weil wir es zu Gesundheitpolizei und Müllverbrennunganstalten gebracht haben, und der Storch verschwinden dürfen, weil wir an den Reden im preußischen Abgeordnetenhaus merken, wann Frühling wird? Oder schämt man sich in Preußen, einen Aasfresser in der heimischen Fauna zu haben, als Erinnerung an Zeiten, wo dieser Vetter in Gott einmal nöthig war, und will drum sein Geld lieber für Ausgrabungen in Ninive und zur Unterstützung von Rennvereinen hergeben?

Oder das kleine stählerne, struppige Haidekraut? Freunde, wir hätten nicht das Automobil, wenn nicht vorher der Mensch auf vier ungefügen Holzrädern, herausgesägt aus einem dicken Eichenstamm, über die Steppe gepoltert wäre. Nun: an dem Tag, an dem Dies geschah, ist das kleine struppige Haidekraut von Finland bis an die Zuydersee ins Glühen gerathen und hat das Land wie Morgenrothschein überzogen. Seitdem flammt es alljährlich, wenn dieser Tag wiederkehrt, auf. Aber die Menschen verstehen Das nicht mehr. Sonst müßte es unter sechzig Millionen Deutscher mehr als siebentausend Seelchen geben, denen dieser Feuerschein zehn Pfennige werth ist. Sechzig Millionen Zehnpfennigstücke, einmal in die Opferbüchse gelegt: und das Haidekraut hätte wenigstens einen Platz, wo es sich noch heute ungenirt an den großen Vergangenheitstag zurückerinnern darf, ohne daß es vor dem Förster zittern müßte, der derwegen sagt: „Unkraut."

Aber was seid Ihr für Leisetreter? Neulich, seht, las ich in

einem Essai, der Mensch sei das einzige Wesen auf Erden, das für die Leiden der übrigen Kreatur Mitgefühl zu empfinden vermöge und sich empören könne, wenn unter ihnen der kleinsten ein Unrecht geschieht. In welchem Schneckenhaus lebt dieser Einsiedlerkrebs? Auf welcher Schäre? Ja, Ihr seid empört, wenn Ihr in den Zeitungen lest, daß bei einer Feuersbrunst in New York hundert Menschen ihr Leben lassen mußten, weil die Rettungeinrichtungen zur Bewältigung der Gefahr nicht genügten, und Ihr lauft zum Kadi, wenn ruchbar wird, daß ein Viehhändler zur Erhöhung seines Profites hundertzwanzig Hammel in einen Eisenbahnwagen zusammengepferchst habe, der nur für achtzig Raum bot: also daß ein Drittel nach qualvollen Stunden erstickte. Aber was ist Eure Entrüstung werth, wenn sie Euch nicht antreibt, beim nächsten Mal zuvorzukommen, statt immerzu hintennach? Ein Jährlein noch, sagt der Minister, und meint es so gut, wie der Staat mit einer Privatsache es meinen kann. Ich bitte: meint Ihr es besser!

Oder soll man von Euch sagen können: Daß sie einen Darwin hatten und daß von ihm Kontakte zur Umwelt, die im Trubel der Jahrtausende verloren gegangen waren, wiederhergestellt worden sind, war vergebens? Die Wissenschaft zeigt Euch, woher Ihr kommt und wo Eure Heimath liegt. Was, glaubt Ihr wohl, hätten vor hundert Jahren die Menschen gethan, wenn ihnen die Wissenschaft so viel über ihre Herkommen- und Brüderschaft zu erzählen vermocht hätte? Sie hätten die Welt in den Arm genommen und sie ans Herz gedrückt. Es hätte Ströme und Kraftentfaltungen gegeben über den ganzen Erdball hin bis zum Himmel hinauf und in ihrer Seele wäre Etwas gewachsen. Ihr verspürt, wenn Ihr von neuen Entdeckungen hört, nur einen Kitzel. Der Eindruck ist ungefähr so, wie wenn Ihr im Variété einen vervollkommneten Akrobatentrick zu sehen bekommt...

Und deshalb, weil Ihr so seid, waren harmlose Menschen gezwungen, einen preußischen Minister zu bemühen und zu etwelchen gar nicht sachkennerhaften Aeußerungen zu verleiten. Sorgt dafür, daß Aehnliches nicht mehr vorkomme, und dekretirt, daß Preußen die vierzigtausend Mark, die gutgläubige Männer von ihm für den Naturschutz erbeten haben, lieber zur Aufbesserung seiner Schullehrergehälter verwende. Dekretirt Das als Volkswillen durch einen kleinen Mammonschub in die Kasse des Naturschutzparkvereins, Stuttgart, Pfizerstr. 5.

Kilchberg. Adolf Koelsch.

Im türkischen Parlament.

Erinnerungen an Frühlingstage des Jahres 1910.

Der prachtvolle Tschiraganpalast ist nach dem Brand eine Ruine. Schnell genug hat sich das Parlament in dem ungleich bescheideneren Palais in Funukli niedergelassen. Ein Unnachahmliches hat dieses Parlament: die Lage. Vom Bureau des Präsidenten hat man den Blick auf die asiatische Küste mit Scutari und von der anderen Seite sieht man den Bosporus. In unmittelbarer Nähe des Parlamentsgebäudes, dessen Trottoir von der See bespült wird, erblickt man die Stationsschiffe der Botschafter. In den Räumen dieses Palastes hat früher eine kaiserliche Prinzessin gewaltet und einzelne Gemächer scheinen eher Boudoirs als Berathungzimmer. Dies Haus ist ein weströstlicher Divan. Die parlamentarischen Einrichtungen kommen aus dem Westen; die Farbe ist morgenländisch. Es ist Nachmittag; und beim Eintritt höre ich die näselnde Stimme des Muezzin, der die dem Parlament angehörenden Gläubigen zum Gebet auffordert. Laut, feierlich und durchdringend ist sein Ruf. Ich leugne nicht, daß diese zum Himmel gerichteten Schreie mich ergriffen haben. Und die Stimme dieses Muezzin, der mit verzerrtem, nach oben gerichtetem Blick dasteht, ist nicht einmal die beste. Ein Abgeordneter sagte mir: „Mancher Muezzin hat einen edleren Timbre. Der Koran fordert eigentlich, daß der Muezzin schon durch seine schöne Stimme die Seele rührt."

Ich melde mich beim Kammerpräsidenten Achmed Riza Bey an, der mich, da er eben präsidirt, einladen läßt, einstweilen von einer Loge aus der Sitzung beizuwohnen. Ich kenne Achmed Riza von früher her, denn ich hatte, als er in Wien war, Gelegenheit, mit ihm zu verkehren. Er ist seitdem etwas voller und viel grauer geworden. Die anderthalb Jahre politischen Lebens in Konstantinopel sind an dem jetzt dreiundfünfzigjährigen Manne nicht spurlos vorüber gegangen. In den letzten Tagen Abd ul Hamids, als die eben erst zum Leben auferstandene Konstitution bedroht schien, war auch Achmed Riza schwer bedrängt. Hätte er sich nicht Tage lang unauffindbar versteckt gehalten, so wäre er dem Tod kaum entgangen. Ich schaue von der Loge auf einen Wald von Fez hinunter. Das Roth wird aber wohlthätig unterbrochen von einigem Weiß und Grün. Einige Dutzend Hodschas, auch andere Abgeordnete tragen weiße Turbans und mancher Turban hat eine grüne Umrandung. Das Grün bedeutet: Abstammung vom Propheten.

Heute ist gerade eine stürmische Sitzung. Die einer englischen Gesellschaft zu gewährende Schiffahrtkonzession steht auf der Tagesordnung. Ein Redner spricht sehr erregt. Von den Bänken werden heftige Zwischenrufe laut. Die Herren in Turban und Talar machen nicht selten den meisten Lärm. Auch mancher Abkömmling des Propheten schreit mit.

Der Präsident verliert nie seine Ruhe. Manchmal schwingt er die Glocke. Diesem Achmed Riza fehlt es nicht an Grandezza. Er trägt das früh ergraute Haupt mit der Adlernase hoch. Sein Profil ist echt türkisch, obwohl europäisches Blut durch seine Adern rollt. Seine Mutter, die mit ihm in einem Haus lebt, ist eine Wienerin. Einmal hatte ich ihn in Wien in die Stephanskirche begleitet. Da sagte er zu mir: „Ich muß die Stätte sehen, auf der meine Mutter in ihren Kinderjahren kniend gebetet hat."

Die Sitzung zieht sich ungewöhnlich lange hin. Dann empfängt mich Achmed Riza in seinem Bureau. Es ist ein heller, schöner Raum. Man hört von draußen das Pfauchen der Dampfer, man sieht viele weiße Möwen in edlem Schwung über dem Wasser ihre Kreise ziehen. Der Kammerpräsident findet den Schreibtisch voll von Briefen und Druckschriften, die sich im Laufe einiger Stunden angesammelt haben. Seine Stimme ist belegt. Es ist keine Kleinigkeit, Stunden lang einer lärmenden Sitzung zu präsidiren. Wir plaudern diesmal nicht lange, sondern verabreden uns für den nächsten Tag.

Da ist Sonntag und aus Rücksicht für die christlichen Mitglieder der Kammer unterbleibt die Sitzung. Nur die Kommissionen tagen. Ich treffe im Bureau des Präsidenten einen Deputirten von Adrianopel. Er hört unserem Gespräch zu. Wir reden zunächst von den Arbeiten des Parlaments. Achmed Riza beklagt, daß das Budget noch nicht erledigt ist, obwohl das Haushaltsjahr hier am ersten März beginnt. Ueber die Chancen der Jungtürken spricht er optimistisch. „Die Partei ‚Union et progrès' ist stark. Es giebt im Haus keinen einzigen Gegner der Verfassung. Fast Siebenzig tragen den Turban; darunter ist der Vicepräsident der Kammer und der Justizminister. Auch sie gehören unserer Partei an. Die Leute mit den Turbans sind aber nicht alle Hodschas und ganz und gar nicht reaktionär. Wir Alle wollen die Traditionen geschont wissen; arbeiten aber an einer langsamen und sicheren Entwickelung der Türkei. Auch für die Frauen soll etwas geschehen. Konstantinopel bekommt eine große Mädchenschule, die allen Konfessionen offen sein wird. In der auswärtigen Politik arbeite ich schon lange für eine Verständigung der Türkei mit den kleinen Balkanstaaten. Der Plan eines Balkanstaatenbundes scheint mir ausführbar. An Rachepolitik denken wir nicht. Keiner von uns wünscht, an Oesterreich-Ungarn oder Bulgarien für die Annexion osmanischer Gebiete sich zu rächen. Daß Kreta jemals griechisch werde, ist ausgeschlossen. Die Kreter sind heute übrigens die glücklichsten Staatsbürger der ganzen Erde: sie zahlen keine Steuern, stellen keine Soldaten und ihre Insel hat volle Autonomie. Kreta könnte unter griechischer Herrschaft nur verlieren. Wir werden weder die Autonomie noch die Privilegien Kretas antasten. Wir würden auch Griechenland in einen Balkanbund aufnehmen, wenn es ohne Hintergedanken beitreten will. Dann wird sich auch das Schicksal der Millionen Griechen, die im Osmanenreich

leben, glücklich gestalten. Das Ziel unserer Politik ist die Erhaltung des status quo; darum bringen wir auch so große Opfer für die Armee, die fortan berufen sein soll, die Unverletzlichkeit unseres Besitzstandes zu wahren. Wenn uns Europa in Ruhe läßt, uns nicht durch seine Absichten auf den Orient oder durch seine Nebenbuhlerschaften in Spannung hält, leistet es auch sich selbst einen Dienst, weil es der Welt den Frieden sichert. Wir würden, wenn unsere ruhige Entwickelung verbürgt wäre, am Liebsten das Kriegsbudget ganz abschaffen und unsere Einnahmen nur Kulturzwecken widmen. Will uns denn aber Europa in Ruhe lassen? Wir wollen Thaten sehen, nicht nur Worte hören."

Damit schloß unsere Unterhaltung, die aber Freitag, am Festtag der Moslim, fortgesetzt wurde. Sonst pflegt der vielgeplagte Kammerpräsident diesen Tag am Bosporus zuzubringen, wo er sich auf der Jagd erholt. Diesmal aber war er einer Einladung Sir Max Waechters zum Dejeuner auf dessen Yacht „Rovenska" gefolgt, die sich vor dem Arsenal von Tophane neben den Stationären der Botschafter verankert hatte und als deren Gast ich den Orient besuchte. Es war ein strahlend schöner Tag und unter dem blauen Himmel, der sich über uns wölbte, spielte sich gerade eine farbenreiche Scene ab.

Im Arsenalhof der Moschee Mahmudije sollte diesmal der Selamlik abgehalten werden. Als ich, wie zwischen uns verabredet worden war, den Kammerpräsidenten mit dem Boot an der Landungsstelle erwartete, um ihn zu der in der Nähe verankerten Yacht zu bringen, waren im Arsenalhof schon die Truppen aufgestellt, die der Ankunft des Sultans harrten. Er sollte zu Wasser von Dolmabagdsche kommen. Schmuck und stattlich präsentirte sich namentlich die berittene Leibwache des Sultans. Jetzt tönen schon von der Wasserseite her Salven. Auf den Stationschiffen, die in Flaggengala prangen, haben sich die Matrosen in Reihe und Glied aufgestellt. Hurras, Cheers, Evvivas, Hochs erschallen. In einem eleganten Kaik, das von vierzehn Ruderern in stilvoller Tracht gezogen wird, naht der Sultan, der unter einem großen rothen Schirm sitzt, dem Ufer. Nur ein Offizier ist bei ihm; hinterdrein kommen noch zwei Kaiks mit dem Gefolge des Sultans. Ich erkenne den stattlichen Ceremonienmeister Ghalib Pascha und den glatten, feinen Ersten Kammerherrn Lutfi Bey, der einst Generalkonsul in Budapest war. Der Sultan geht über Teppiche ans Land; hinter ihm sein Hof. Mohammed V. wandelt etwas müde dahin, und wie er sich der Moschee nähert, erscheint schon auf der Altane des schlanken Minarets der Muezzin in weißem Turban und schmettert seinen melancholisch einförmigen Gang in die helle Frühlingsluft. Der Sultan und sein Gefolge haben ihren Einzug in die festlich beleuchtete Moschee gehalten. Da naht mir vom Lande her die stattliche Gestalt des Kammerpräsidenten. Steif, kühl, fast ceremoniös tritt er heran. Unser Boot, geführt von wackeren englischen Matrosen, bringt uns schnell auf die Yacht, auf der schon andere Gäste warten: der griechische Gesandte Gryparis und seine schöne junge Frau, eine Griechin aus

Egypten. Trotz Kreta begrüßen der jungtürkische Führer und der griechische Gesandte einander sehr herzlich.

Bei Tisch gehts lebhaft zu. Achmed Riza erzählt von seinem vieljährigen Exil in Paris, wo er das jungtürkische Organ, den „Meschweret", redigirte. Abd ul Hamid setzte Alles in Bewegung, um ihn nach Konstantinopel zu locken. Dem Botschafter Munir Pascha, der die Aufgabe hatte, die Jungtürken zu überwachen und durch Lockungen aller Art zur Versöhnung mit dem Sultan zu bekehren, gelang es nicht, Achmed Riza zu fangen. Da meinte der Großherr: „Was kann den eigensinnigen Mann in Paris festhalten?" Und der Großherr, dessen Zauberkerker von Yildiz-Kiosk fast so viele Frauen herbergte wie der Palast des weisen Königs Salomo, sagte sich: „Nur eine Frau kann es sein, die den unverheiratheten Jungtürken an Paris fesselt. Suchen wir diese Frau von Paris wegzubringen; ist dieser weibliche Köder einmal nach den Gestaden des Bosporus gelockt, so wird auch Achmed Riza nicht länger in Paris bleiben". Doch alle Künste versagten. Fast zwanzig Jahre lang sah Achmed Riza weder Konstantinopel noch seine Mutter, die inzwischen eine alte Frau geworden war. Dann kehrte er, als die Sonne der Freiheit über der Hagia Sofia aufgegangen war, in sein Vaterland zurück. Abd ul Hamid, der zum Ober-Jungtürken geworden war, ließ ihm nun seine Gnade leuchten. „Er bot mir das Palais von Kandili am Bosporus mit seinem herrlichen Park als Geschenk an. Ich nahm es dankbar an, in der Absicht, eine Mädchenschule daraus zu machen; längst ersehnte ich ja die Gelegenheit, die Bildung der türkischen Frau zu fördern . . ."

Wir sind die Gäste Sir Max Waechters; über dessen Agitation für eine europäische Zollunion sagt Achmed Riza: „Ich hoffe, daß dieser Gedanke sich verwirklichen läßt. Wenn ein Mann sein Talent und seine Begeisterung an ein solches Ziel setzt, so muß man ihn darin unterstützen". Wir waren noch nicht beim Dessert, als von draußen her durch die offenen Fenster des Speisesaales laute Rufe drangen. Der Sultan kehrte vom Selamlik zurück. Wir eilten auf Deck. Der Sultan schwebte in seinem Kaik an unsere Yacht heran. Der rothe Schirm war verschwunden. Von einem türkischen Schiff wurden Rufe laut: „Lange lebe der Padischah!" Vom Verdeck aus grüßten wir den Sultan. Einige von uns glaubten, zu merken, daß Mohammed V. dem Kammerpräsidenten besonders freundlich zuwinkte. Der aber lächelte und sprach: „Das hat nicht mir gegolten, sondern der schönen Frau Gryparis, die der Sultan erkannt hat".

Während ich im Wagen durch die große Straße von Galata fahre, erblicke ich einen alten Bekannten. Es ist der Marschall Ghazi Mukhtar Pascha, ein graubärtiger Greis mit Brillen, stattlich anzuschauen, wenn auch etwas gebückt. Ein Freund geht mit ihm und ein Diener folgt ihm. Ich begrüße Mukhtar, den „Siegreichen", den ältesten Marschall des Reiches, der sich bereits im russisch-türkischen Krieg hervor-

gethan hat und zuletzt Kaiserlicher Kommissar in Egypten war. Mukhtar Pascha ladet mich zu einem Besuch ein. Da sein Konak weit draußen in Haidar Pascha ist, erbitte ich mir die Erlaubniß, lieber im Senat, dessen Vicepräsident er ist, bei ihm vorsprechen zu dürfen.

Das Senatsgebäude steht neben dem Kammerpalast. Die Dampfpinasse setzt mich an einem Nachmittag an der Landungsstelle ab. Mukhtar Pascha empfängt mich sofort in seinem Bureau. Zwei Senatoren sind gerade bei ihm. Er stellt mich den Herren vor. Der hochgewachsene, weißbärtige Mann ist Marschall Fuad Pascha. Der kleine Herr mit dem dünnen Schnurrbärtchen in einem etwas verwitterten Gesicht und dem ziegelrothen Fez, der von den dunkelrothen Fez aller anderen absticht, ist Said Halil Pascha, der Onkel des Khediven und ein Urenkel des berühmten Mehemed Ali. Mukhtar und Fuad tragen die kakifarbene Marschallsuniform mit den goldenen Schulterspangen. Said Halil Pascha spielt ununterbrochen mit einem bernsteinernen Rosenkranz, den er durch die Finger gleiten läßt. Der Raum, in dem wir sitzen, ist einfach. Rothe Teppiche bedecken den Boden. Aber das ganze Milieu ist aristokratisch. Said Halil Pascha erscheint wie das Produkt von Geschlechtern, die in Wohlleben und Luxus ihr Dasein hingebracht haben. Man denkt bei seinem Anblick mehr an seinen Verwandten Ismail Pascha, unter dessen Khedivіat sich Kairo in ein Zaubermärchen verwandelt und für den Verdi die „Aïda“ komponirt hat, als etwa an Mehemed Ali, den Kriegshelden. Er spielt noch immer mit dem Rosenkranz; und ich erinnere mich dabei an Novellis „Shylock“, durch dessen Finger die Perlen gleiten. Als ich den großen italienischen Schauspieler einmal fragte, warum er den venezianischen Juden immer mit den Perlen spielen lasse, antwortete er: „Die Reichen der Vorzeit Venedigs, insbesondere die Juden, hatten die Gewohnheit, mit solch einem Rosenkranz zu spielen“.

Die beiden anderen Senatoren haben sich entfernt und ich bin mit Ghazi Mukhtar allein. Wir sprechen von der neuen Aera. Der Marschall sagt: „Einen Rückfall in die alte Zeit der Autokratie halte ich für ausgeschlossen. Die Konstitution wird aufrecht bleiben. Dessen bin ich gewiß. Freilich fragt sich, ob Alles richtig ist, was geschieht. Sorgsame Schonung der Traditionen wäre zu empfehlen“. Ich frage ihn, ob es auch im Senat Parteien gebe. Der Ghazi erwidert: „Nein, Gott sei Dank. Wir sind die Bremse an der Staatsmaschine. Wir müssen objektiv prüfen und statt der Parteileidenschaft, die heftig genug in der Kammer wüthet, das sachliche Urtheil walten lassen. Im Senat, der übrigens nur aus etwa fünfzig Mitgliedern besteht (und davon sind meist Einige krank), haben wir Sachverständige für alle Hauptgebiete staatlichen Lebens: Militärwesen, Finanzen, Justiz und Verwaltung“.

Während wir so miteinander sprechen, öffnet sich die Thür. Ein kräftiger, graubärtiger Mann mit energischem, klugem Gesichtsausdruck tritt ins Zimmer: Ferid Pascha, der Großwesir war. Ich kann ihm

einige einführende Zeilen überreichen und werde gebeten, ihn in seinem Konak, im Quartier von Nischantasch, morgen zu besuchen.

Ferid Pascha hat die Güte, mich persönlich dem Präsidenten des Senates, dem ehemaligen Großwesir Said Pascha, vorzustellen. Nun sitze ich zwei gewesenen Großwesiren gegenüber. Ferid Pascha sieht wie ein Mann aus, dem noch eine Zukunft blüht. Said Pascha ist nur Vergangenheit, wie Kiamil Pascha, der, ein fünfundachtzigjähriger Greis, soeben eine Lungenentzündung durchgemacht hat. Said Pascha ist um zehn Jahre jünger als Kiamil, sieht aber greisenhaft aus. Ein zusammengefallenes Männchen („Kütschük", der Kleine, wird er genannt), das wenig auf sein Aeußeres zu halten scheint. Ein struppiger, weißer Bart umrahmt sein Gesicht, aus dem kleine tiefdunkle Augen leuchten. Seine Stimme klingt schwach. Er spricht langsam und bedächtig. Er wägt die Worte und ergeht sich in Abstraktionen und Allgemeinheiten. „Et quelle est votre opinion?" Mit dieser Frage schließt er fast jeden Satz. Er zeigt eine ängstliche Höflichkeit und scheint sich vor jedem Anstoß sorgsam zu hüten. Vielleicht käme er in die Versuchung, ein Lobredner der alten Zeit zu werden, wenn diese Zeit Hamids nicht gar so verpönt wäre.

„Sie sind so freundlich," sagt er, „an meine angeblich reichen Erfahrungen aus der Vergangenheit zu appelliren und mich aufzufordern, über Gegenwart und Zukunft der Türkei Etwas zu sagen. Aber die Erfahrungen, die ich in einem vieljährigen und wiederholten Großwesirat gesammelt habe, passen weder auf die Gegenwart noch auf die Zukunft. Ich habe in Verhältnissen und unter Bedingungen regirt, die denen von heute nicht ähnlich sind. „Et quelle est votre opinion?" Seine Augen, die zu Boden blickten, so lange er seine Gedanken sammelte und entwickelte, öffnen sich und schauen unter den buschigen Brauen forschend auf mich.

„Könnte meine Meinung denn irgendein Interesse für Männer haben, die in Entscheidungsstunden an der Spitze des Staates standen? Das anzunehmen, wäre wohl unbescheiden. Eure Hoheiten erscheinen mir ja wie die Chroniken einer ganzen Zeit." Ich wandte mich zu Said Pascha und sagte: „Ihre Persönlichkeit ist ja ein Jahrzehnt osmanischer Geschichte".

„Sagen Sie lieber: zwei Jahrzehnte", rief Ferid Pascha; und erinnerte daran, daß Said Pascha schon vor dreißig Jahren zum ersten Mal Großwesir gewesen war.

„Ich blättere in der osmanischen Geschichte. Ein Kapitel ‚Said Pascha' ist abgeschlossen und das Kapitel ‚Ferid Pascha' fängt an. Auch dieses schließt; und das nächste heißt ‚Said Pascha oder die wiedererstandene Verfassung'.

Said Pascha: „Die Geschichte wird sagen, wo wir Gutes gethan und worin wir gefehlt haben."

„Wie denken Eure Hoheit über ein freundliches Zusammenwirken

zwischen Ihrem Kaiserstaat und der österreichisch-ungarischen Monarchie?"

Said Pascha (nach kurzem Zögern): „Welche Gefühle hegt man in Oesterreich-Ungarn für uns?"

„Eure Hoheit, ich mache keine Phrasen, wenn ich sage, daß alle Volksstämme, besonders aber Deutsche und Ungarn Freundschaft für die Osmanen hegen."

Said Pascha: „Das höre ich gern. Auch ich habe immer gern mit Oesterreich-Ungarn zusammen gearbeitet; schon in den Tagen, als Baron Haymerle und nach ihm Graf Kalnoky die auswärtige Politik leitete. Ich glaube, das herzliche Einvernehmen der beiden Nachbarn wird fortdauern. Nichts, gar nichts trennt uns mehr nach Ueberwindung der früheren Mißverständnisse. Mir liegt auch daran, zu betonen, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn für die Erhaltung des Friedens von größter Bedeutung sind; schon deshalb müssen wir ihnen freundlich gesinnt sein. Ich hoffe, daß wirthschaftliche Aufgaben Oesterreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei einander immer näher bringen werden, und glaube, daß auch die Regirung so denkt. Doch erfährt der Senat, dessen Präsident ich bin, über die internationale Politik nicht genug, um genau Bescheid zu wissen."

Said Pascha geleitete mich artig bis an die Thür und schlich dann auf den Präsidentensitz, wo er mit schwacher Stimme die Sitzung eröffnete. Aus der großen Loge, in die Ferid Pascha mich geleitet hatte, sah ich hinunter auf die Versammlung der Senatoren. Vornehme Würde schien über diesem Kreis zu liegen. Man merkt: da sitzen die konservativen Bremser des Reiches; darunter auch fromme Herren, die an den alten Satzungen festhalten. Der Präsident sitzt fast theilnahmlos da. Ist ers wirklich? Es gibt Leute, die behaupten, er könne sogar noch einmal Großwesir werden und sei gesünder, kräftiger und jünger, als er scheine. Dann würde er ja dem Kardinal Peretti gleichen, dem ehemaligen Sauhirten, der auf Krücken ins Konklave humpelte und sie als erwählter Papst Sixtus dann von sich warf. Wird Said Pascha noch einmal die Welt verblüffen?

In der Versammlung sehe ich einen ehemaligen Botschafter: Galib Bey. Er war kurze Zeit in Wien, von wo er nach Berlin versetzt wurde. Eine Weile blieb sein Gehalt aus, dann fiel er beim Großherrn in Ungnade, ward in Konstantinopel von Spionen überwacht und seine Freunde wagten es nicht einmal, ihn öffentlich zu grüßen. Und so hat die Mehrzahl dieser Senatoren ihre Leidensgeschichte. Vielleicht haben manchen erst die Leiden fromm gemacht. . . .

Ich plaudere dann in einem kleinen Raum mit Ferid Pascha. In einer Ecke kauert einer seiner Kollegen vom Senat; auch ein Minister a. D. „Er betet," sagt Ferid Pascha zu mir; „er ist ein braver Mann."

Wien. Sigmund Münz.



Tommaso Grossi.*)

Die meisten Engländer, die in Italien reisen, kommen mir vor wie Leute, die öfter Titus Livius, Horaz und andere klassische Autoren lesen, als sie ihre Augen vor der Welt aufthun. Es ist also nicht erstaunlich, wenn die Reisenden dieser Sorte nicht gemerkt haben, daß man unter dem Namen Italienisch ein Dutzend verschiedener Sprachen versteht, wie das Piemontesische, Genuesische, Venezianische, Bolognesische, den mailänder Dialekt und so weiter. Nur sehr widerwillig entschließt sich ein großer Dichter, in einer toten Sprache zu schreiben, einer Sprache, in der er nie mit seiner Geliebten, seinen Freunden und Nebenbuhlern gesprochen hat. Der literarische Stolz nimmt an dieser Wahrheit Anstoß; ich will ihm mit Thatsachen antworten. Welche Namen Italiens könnte man heute denen Grossis und Burattis entgegensetzen? Ich sehe nur Monti und Foscolo. Monti ist in ehrwürdiges Alter gelangt und schreibt nicht mehr; und wenn dichterische Gluth der Lebensnerv der Poesie ist, so zögere ich nicht, die Literaten der Akademie durch die Behauptung zu ärgern, daß man sich der Dichtungen von Buratti und Tommaso Grossi noch lange Zeit entsinnen wird, wenn die „Gräber“ von Ugo Foscolo längst vergessen sein werden. Leider werden Grossi und Buratti nur von einer Million Italiener verstanden, die Mailändisch, und von zwei bis drei Millionen, die Venezianisch sprechen. Allerdings ist der Despotismus hier so furchtbar, daß die köstlichen Satiren dieser großen Dichter vielleicht nie gedruckt werden.

Meine heutige Absicht ist, von „Prina, eine Vision“, zu reden. Das ist ein Gedicht von zweihundertsechsundvierzig Versen, das in Mailand 1816 eines Tages auf dem Pflaster gefunden wurde. Noch waren wenige Stunden verstrichen, als Bevölkerung und Regirung Mailands sich nur mit dieser liebenswürdigen Satire beschäftigten. So groß ist die Erregbarkeit dieses Volkes, so groß seine Sorglosigkeit gegenüber blos nützlichen Dingen; ein schönes Kunstwerk entreißt sie völlig den materiellen Interessen. Um die magische Wirkung dieses Gedichtes zu verstehen, müssen Sie sich einige Ereignisse ins Gedächtniß rufen, deren Schauplatz die Lombardei war, dieses Land, das dem

*) Tommaso Grossi (1791 bis 1853), Notar und Schriftsteller, vermählt mit Giovanna Alfieri, des Dichters Tochter. Er schrieb mailänder Dialektgedichte (Poesie scelte di T. Grossi e di Carlo Porta, Mailand 1817, erweiterte Auflage 1827; vollständig in „Poesie Milanesi di Carlo Porta e Tommaso Grossi“, Mailand 1903), Versnovellen (Ildegonda, 1820, Ulrico e Lida, 1837, La fuggitiva, 1844), das Epos „I Lombardi alla prima Crocciata (Mailand 1826) und den historischen Roman „Marco Visconti“ (Mailand 1834) im Stil von Manzonis „Verlobten“ (deutsch von Czernowski, Köln und Aachen 1835). Ueber „Ildegonda“: „Tag- und Jahreshefte“ (1821) von Goethe, der an dieser Dichtung das Danteske bewundert, aber das Gruselige tadelt.

übrigen Italien seit vierzig Jahren um ein Jahrhundert in der Kultur voran ist.

Am zwanzigsten April 1814 wurde der Finanzminister Prina vom mailänder Pöbel, der von den Reichen und Adeligen bestochen und aufgehetzt war, mit Regenschirmen erschlagen. Er war der einzige geniale Mensch, den Napoleon in seinem Königreich Italien angestellt hat. Der fürchtete stets, daß dieses Königreich, dessen gesetzgebende Körperschaft er 1805 aufgelöst hatte, sich von Frankreich losreißen werde.

Zu Prinas Ermordung thaten sich drei Parteien zusammen: die österreichische Partei, die Partei Derer, die der Hochmuth des Vicekönigs Eugen (Beauharnais) verletzt hatte, und schließlich die ganz kleine Partei, die liberale Institutionen forderte. Die österreichische Partei, von den Priestern geführt und geschickter als die beiden anderen, täuschte sie mit einer Schlauheit, die dem vielgerühmten italienischen Scharfsinn wenig Ehre machte. Die österreichische Partei ließ sich von den reichen Kaufleuten, die der Vicekönig in seiner Bevorzugung des Adels vor den Kopf gestoßen hatte, große Summen vorschießen. Mit diesem Geld bestach man zweihundert Habenichtse; doch obwohl diese Leute ihr Geld in der Tasche hatten und durch die Gegenwart der vornehmsten Adeligen angefeuert wurden, die mit dem Schirm in der Hand (denn es regnete stark) mitten unter den Mördern standen und schrien, so hatte doch Keiner von ihnen den Schneid, Prina zu töten. Man riß ihn aus seinem Palazzo, schlug ihn nieder und ließ ihn fünf Stunden lang halbtot am Boden liegen, während man ihm alle Viertelstunden einen Hieb mit dem Griff eines Regenschirmes versetzte. In diesem Zustand schleifte man ihn vierhundert Schritt weit. Zwei Dragoner zu Pferde kamen vorüber; sechstausend Mörder ergriffen die Flucht. Die Dragoner ritten weiter, da sie keinen Auftrag hatten. Die sechstausend Habenichtse, darunter die zweihundert gedungenen Mörder, schaarten sich von Neuem um den armen Prina und schleppten ihn weiter. Sie kamen an der Kirche San Giovanni alle Case rotte vorbei. Der Priester dieser Kirche, obwohl nicht zur Verschwörung gehörend, ließ die Kirchenthüren schließen, als einige mitleidige Menschen, die den Körper Prinas umgaben, ihn dorthin tragen wollten. Er konnte noch sprechen und hatte keine tödliche Wunde; er rief mit ziemlich fester Stimme: „Um Gottes willen, macht ein Ende mit mir!“ Eine jetzt von Buratti verherrlichte Persönlichkeit, der Marchese Marucci (Grieche von Geburt, russischer Spion und wilder Ultra), der Held der „Elefanteide“ des venezianischen Dichters, nahm diese Bitte mit dem wüthenden Ruf auf: „Macht ein Ende! Macht ein Ende!“ Endlich, um fünf Uhr, hörte der unglückliche Prina, den man mittags aus seinem Hause gezerrt hatte, zu leben auf. Als der Pöbel ihn tot sah, verdoppelte sich seine Wuth; man schleifte den Leichnam durch die Straßen, bis er jede menschliche Gestalt verloren hatte. In der selben Nacht ward er heimlich auf den großen Kirchhof von Mailand an der Straße nach Como, genannt Il Foppon, gebracht.

Kaum war Prina ermordet und der mailänder Pöbel durch ein Verbrechen bloßgestellt, so machte sich die österreichische Partei eben so lustig über die Bürger, die mit der Bevorzugung der Aristokraten durch den Vicekönig unzufrieden gewesen waren und die das Geld hergegeben hatten, wie über die geringe Anzahl junger kopfloser Liberaler, die nicht einsahen, daß die Lombardei, ehe sie zu einer Verfassung reif wurde, vierzig Jahre lang den aufgeklärten Despotismus eines Napoleon nöthig hatte.

Ich brauche nicht zu betonen, daß alle alten Mißstände mit der österreichischen Verwaltung wieder einkehrten. Diese Verwaltung war zwischen 1814 und 1820 klug und menschlich; der Statthalter von Belleville und nach ihm der Graf Saurau waren gemäßigt und anständig; nur wurden sie vielfach vom Adel beeinflußt, der sich nach seinen alten Vorrechten zurücksehnte und diesen besonnenen Statthaltern zu sagen schien: „Wozu haben wir Prina denn ermordet?“

Die Unzufriedenheit war im Jahr 1816 groß, als man eines schönen Morgens auf dem Straßenpflaster mehrere Kopien des berühmten Gedichtes fand, zu dem ich jetzt von den politischen Erörterungen übergehe. Es betitelt sich in mailändischem Dialekt „El di d'incoeu“ (Der heutige Tag), Vision. „El di d'incoeu“ bedeutet auf Mailändisch auch: „So weit sind wir gekommen“. Der Dichter läßt einen gutmüthigen Mann von gesundem Verstand, doch abergläubig und voll Haß gegen jede Regirung, reden. Das ist ungefähr die Personifikation des heutigen Lombarden; wenigstens ist es die Menschenart, der ich in Venedig täglich begegne. Der gute Mailänder spricht im familiärsten Stil, dem malerischsten, den ich kenne, im Stil des Engländers Crabbe,*) doch hundertmal feuriger.**)

Es war in einer gruseligen Nacht,
Schwarz wie ein Wolfesschlund, ganz ohne Sterne.
Kein Schritt und Tritt, den was Lebendiges macht,
Kein Athemzug. Ein Hund nur heulte ferne,
Als meldet' er was Fürchterliches an
Und sähe den leibhaften Sensenmann.

Ich stapfte heim nach Mailand; auf der Straße
Von Como kam ich mutterseelallein.
Ich lief drauf los und wahrlich nicht zum Spaße:
Bei dem Geheul ging mirs durch Mark und Bein.
'ne ferne Thurmuhr hört' ich durch die Nacht.
Ich horchte; ausgerechnet: Mitternacht.

Da eben tauchte dicht vor mir empor
'ne niedre Mauer: ich erkannte sie.

*) George Crabbe (1754 bis 1832), englischer Dichter von kräftigem Realismus.

**) Stendhal giebt das folgende Bruchstück in Prosaübersetzung. Es ist von mir in deutsche Verse übertragen worden.

Es war die vom Foppon; das Gitterthor
That sich schon auf; mir schlotterten die Knie.
Ich sah hindurch: dort schlief mein Mütterlein . . .
Auf einmal pufft's — ein greller Flammenschein.

Und auf den Kirchhofskreuzen all im Rund
Zuckt fahler Widerschein (wie ward mir bange!),
Die Kreuze bebten und es barst der Grund.
Und eine Stimme, schwach, doch lang, o lange,
Scholl irgendwo hervor aus Grabestiefe,
Wie wenn ein Sterbender um Hilfe riefe.

Doch schließlich ward sie klarer und zuletzt
Rief sie: „Freund Rocco, komm doch einmal her!"
Als ich Das hörte, war ich baß entsetzt,
Denn Rocco hieß ich selbst. Wie Blei so schwer
Ward jedes Glied mir und verwirrt der Sinn,
Und wie 'ne Faschingspuppe plumpst' ich hin.

Was dann geschah? Ich weiß nichts als das Eine:
Als ich zu Sinnen kam, befand ich mich
Im Dunkeln auf 'nem Haufen Totenbeine.
Und diese Knochen, hu, die regten sich
Just unter mir und, meiner Treu, ich rollte
Fast in ein Grab, als ich aufstehen wollte.

In dieses Grabes Schoß sah ich 'nen bleichen
Schein, der sich sacht erhob. Ich starrte hin:
Lag ich im Traum? Wacht' ich? War da 'ne Leiche?
Endlich erkannt' ich's: ein Gespenst lag drin
Und reckte sich, ein Lichtlein in der Hand,
Allmählich hoch, halb über Grabesrand.

Gott, wie es aussah! Rühren konnt's 'nen Stein!
Der blut'ge Mund, zahnlos und arg verschwollen,
Die Lippen ausgefetzt, das Nasenbein
Zertrümmert und die Augen vorgequollen.
Der Schädel eingedrückt, verrenkt die Arme,
Die Brust voll Beulen, daß es Gott erbarme!

Dem unglücklichen Geiste fiel das Haar
In wirren Strähnen nieder in das wunde
Gesicht, mit Blut, das dick geronnen war,
Und Schmutz verkleistert, festgeklebt am Munde,
Den Schlamm und Blut erfüllten; das Gebiß
Nur ein paar wackelige Zähne wies.

Mir war ganz wunderlich zu Muth. Ich stand
Noch immer da und wußte nicht, ob's wahr,

Ob es ein Traum war, starrte unverwandt
Auf die Gestalt; mein Athem stockte gar,
Als ich so sah, wie dieser arme Wicht
Die Arme regen wollt' und konnt' es nicht.

Denn wie er sich auch quälte mit den Knochen,
Das Fleischgeklump erhob sich nicht vom Rumpf
Und seine Glieder sanken wie gebrochen
Wieder zurück; er konnte nur den Stumpf,
Der an den Schultern saß, ein Wenig heben
Und baumelnd hing der Rest wie ohne Leben.

Als Das nun eine Weile so gewährt,
Merkt' er: es war umsonst. Da, voller Wuth,
Warf er den Kopf zurück. Das Haar, beschwert
Mit all dem Schlamm und dem verdickten Blut,
Fiel ins Genick. Nicht so zum Gruseln mehr
Schaut' er nun aus; und also redet' er:

„Wie geht es heuer denn in Mailand zu,
Seit anno Vierzehn, zwanzigster April?“
Als ich Das höre, schwant' es mir im Nu:
Das ist wohl gar ... Ich starr' ihn an und will
Die Züg' erkennen, wissen, wie er heißt:
Bei Gott, es ist Minister Prinas Geist!

„Ach Excellenz, ich bitte, mir zu glauben,
Bei diesem Schurkenstreiche war ich nicht;
Ich machte mich gleich anfangs aus dem Staube.“
Und er darauf: „Deswegen frag' ich nicht.
Was profitirte Mailand? War es klug,
Daß man mich, schnöder als 'nen Hund, erschlug?“

„Gebs Gott, Herr Graf, daß dieses Bubenstück
Zum Himmel Sie befördert aus der Gruft!
Was uns betrifft, so wars kein großes Glück;
Bei San Fedele gabs ein Bischen Luft ...“*)
„Wie?“ rief der Geist. „Die Freiheit ...“ „Leise doch
Pst! Excellenz, sonst steckt man Sie ins Loch!“

Da sah ich, wie sein blutiges Gesicht
Zur Fratze sich verzog, als wollt' er lachen.
Nun faßt' ich mir ein Herz und gab Bericht
Von allen mittlerweil passirten Sachen.

*) Anspielung auf den öffentlichen Platz, der an der Stelle von Prinas zerstörtem Palast angelegt wurde. Dieser Platz liegt gegenüber der Kirche San Fedele. Das war der einzige Vortheil, den Prinas Ermordung den Mailändern brachte (Stendhal).

Von Anfang an, geordnet sagt' ichs her,
Beginnend mit der Deutschen Wiederkehr . . .

„Kaum waren sie im Land, so wirkt der Baß
Ihrer Teutonenstimmen so sehr auf die Esser
Der kleinen Brote,*) daß ein Aderlaß
Vonnöthen war und sie nun ganz ans Messer
Geliefert sind; sie waren ja durch Darben
Längst so entkräftet, daß sie beinah starben . . .

Derweilen füllen sich mit unserm Brot
Und Korn die Speicher, fremdem Volk zum Lohn;
Und wenn die Armen schrein in Hungersnoth,
So thut man nichts, als eine Petition
Nach Wien an den Reichshofrath abzufassen:
Ob man sie soll, ob nicht verhungern lassen.

Doch da besagter Hofrath „Eil mit Weile“
Zum Grundsatz hat und sich gar lang besinnt,
So speist man uns mit Glauben mittlerweile,
Lehrt Gottesfurcht, damit wir ruhig sind.
Die Religion ist ja recht schön und gut,
Wenn man dabei nur nicht verhungern thut.

Derweil ist Mailand nun voll Eitelkeit,
Voll Grafen, Rittern, Lumpen jeder Sorte,
Ganz ohne jeden Grips, doch stets bereit
Zu Fußtritten, den Mund voll frecher Worte.
Verdienst, doch arm und ohne Adelsbrief,
Verkriecht sich in den Kehrichtwinkel tief . . .“

So lang und breit klagt' ich ihm unser Leid,
All das enttäuschte Hoffen, seit der Stunde,
Wo uns die Deutschen, wie es heißt, „befreit“.
Er rührte nicht ein Glied, hing mir am Munde,
Hielt selbst den Athem an. Jedoch ich spürte,
Daß ich damit nur seine Freude schürte.

Denn wer Minister war, hat auch im Grabe
Das Herz von einem; und man findet nicht
Für solche Ohren eine bessre Labe
Als Klag' und Leid. Indeß dem armen Wicht,
Nach den Erfahrungen, die er gemacht,
Sei seines Herzens Härte nicht verdacht!

*) Das Brot wurde theurer und die Brötchen um die Hälfte kleiner (Stendhal).

Genug, kaum merkt' ich Prinas Wohlbehagen,
Flugs wandte ich das Segel, denn, bei Gott,
Nie werd' ich 'nem Minister Etwas sagen,
Das ihm gefällt, ob lebend oder tot.
Den Faden meiner Rede spann ich fort,
Doch anders nun; ich sagte, Wort vor Wort:

„Herr Graf“, begann ich, „müssen nämlich wissen,
Daß wir in Mailand, trotz den deutschen Bauern,
Zufrieden sind mit unsern Leckerbissen,
Ja, lustig wie der Papst und ohne Trauern
Die bittren Pillen schlucken wie Konfekt,
Weil Kaiser Franz uns liebt und Liebe weckt.“

Hier wird der Satiriker maßlos, ohne einen Augenblick aufzuhören, lustig zu sein. Diese Farbe bringen wir in unserer blassen Wiedergabe nie heraus. Der Dichter ist da unvergleichlich, wo er von den allgemeinen Klagen der Lombardei zur Persönlichkeit der Tyrannen, der großen und kleinen, übergeht, die sofort nach Napoleons Sturz wieder auftauchten. Alle Erbärmlichkeiten kamen wieder zum Vorschein (genau wie in Frankreich nach der Rückkehr der Bourbonen anno 1814). Der Dichter schildert sie mit äußerster Energie und vermeidet doch stets sorgsam den gehobenen Stil. Seine Beschreibungen wären in der Uebersetzung oft furchtbar. Das kommt von dem Unterschied zwischen unserem Phlegma und der Erregbarkeit dieses Landes, das zweitausend Jahre vor uns eine Kultur besaß. Die Energie mißfällt in Italien nie; sie kann nicht mißfallen. Die Gefühlsweise dieses Volkes ist wunderbar; seine erste Regung den Künsten gegenüber ist stets richtig. Lächerlich ist nur, wie es über die Künste redet. Kürzlich hörte ich Canova in Rom alle Bildhauer loben, die man erwähnte; selbst an den erbärmlichsten Steinmetzen, welche die menschliche Gestalt kaum wiederzugeben wissen, fand er Etwas zu bewundern. Obwohl vom Papst und von dem Kardinal Consalvi protegirt, fürchtete er doch, sich Feinde zu machen. Der Einfluß der Jesuiten und der Regirung hat die Kunstkritik der Italiener jämmerlich erniedrigt. So ist es den Jesuiten seit zweihundert Jahren gelungen, Dante als „schauderhaft“ empfinden zu lassen. Erst seit dreißig Jahren wagt man, diesen Großen wieder nach seinem Verdienst zu bewundern.

Der Dichter, dem man die „Vision Prina“ verdankt, hat sich offenbar an Dante gebildet; es ist die selbe Energie und die selbe erschreckende Wahrheit des Ausdruckes. Ich habe sechs Monate gebraucht, um das Mailändische gut zu verstehen, doch ich habe diese Mühe nicht bereut, da sie mich in den Stand setzte, diese köstliche Satire zu lesen; weder Crabbe noch Lord Byron besitzt die selbe Energie. Der Dichter vermeidet die pomphaften, abstrakten, philosophischen Ausdrücke, mit denen Lord Byron prunkt; er wählt stets das familiärste, komischste,

malerischste Wort; er wendet sich nie an den Geist; er malt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß das ganze Geschlecht der Pedanten, die Petrarca anbeten, alle die geistlosen Nachahmer, auf den lombardischen Dichter wüthend sind. Diese armen Eunuchen hassen vor Allem die Energie. Es giebt hundert Dichter von dieser „Kraft“, die Sie zum Gähnen bringen würden.

Ich zweifle nicht, daß Lord Byron in seinem Beppo und Don Juan den Stil Burattis stark nachgeahmt hat. Nach einjährigem Aufenthalt in Venedig, wo alle Welt von Buratti redet, hat Byron in dessen Stil geschrieben.*) Die Vision „Prina“ war ihm nicht unbekannt; mehrere Stellen in seinem „Don Juan“ erinnern mich daran; doch da kein Engländer Mailändisch spricht noch es je einer lernen wird, so wird alle Welt diese Nachbildungen leugnen. Stendhal.

Das ist ein Abschnitt aus Stendhals Buch „Reise in Italien“, das Herr von Oppeln-Bronikowski, „in deutscher Bearbeitung“, bei Diederichs erscheinen läßt. Der Autor (Henry Beyle, genannt Stendhal) hat ihm das Motto gegeben: „Die Welt ähnelt einem Buch, von dem man nur die erste Seite gelesen hat, wenn man nur seine Heimath kennt. Wer außer einem Herzen auch nur noch ein Hemd besitzt, verkaufe es, um die Landschaft am Lago Maggiore, Santa Croce in Florenz, in Rom den Vatikan und bei Neapel den Vesuv zu sehen“. In einer sorgsam vorbereiteten „Einleitung“ sagt der Uebersetzer: „Dieses Werk ist subjektiver als die ‚Römischen Spazirgänge‘. Stendhal war jünger, rascher fertig mit seinem Wort und trat mit seiner freien, frechen Art, wie Goethe es nennt, so recht als der Kavallerieoffizier auf, der, als Dilettant, alle Dinge nur nach ihrem Vergnügungwerth abschätzt und gern von oben herab auf sie blickt. Diese kecke, lässige Grazie, die manchmal auch ins Schrille und Unmaßliche umschlägt, giebt dem Buch einen besonderen Reiz. ‚Er zieht an, stößt ab, interessirt und ärgert: und so kann man ihn nicht mehr loswerden.‘ Das hat Goethe über Stendhal gesagt. Der saß, als Kind einer Uebergangszeit, zwischen zwei Stühlen. Trieb und Kunstgeschmack zogen ihn in ein anderes Zeitalter als sein Kopf; in seinem widerspruchsvollen Ich wurde eine tote und eine kommende Kultur geherbergt. Der Egotismus war für ihn ein Gebot der Selbsterhaltung: ohne ihn wäre seine Persönlichkeit zerfallen“.

*) Die unmittelbare Anregung zu „Beppo“ bot wohl ein Gedicht des Pseudonyms Whistlecraft (John Hookham Frere) „König Arthurs Tafelrunde“, das, wie Byrons Dichtung, in scherzhaften ottave rime geschrieben war und in Venedig im Oktober 1817 in seine Hände gelangte. Er war von der vis comica dieser Versart so betroffen, daß er sofort einige achtzig Strophen aufs Papier warf. Aus ihnen entstand „Beppo“ im Karneval 1818 und erschien im selben Frühjahr in London.

Opfer.

Die Provinzbanken, deren Selbständigkeit durch berliner Kredite beschränkt ist, haben einen schweren Konkurrenzkampf zu führen; und die Wahl vertrauenswürdiger, geschäftlich tüchtiger Personen, denen man die Leitung einer Filiale anvertrauen darf, wird immer schwieriger. Allmählich zeigt sich eben die Schattenseite der Konzentration. Wie kann die Gefahr persönlicher Mängel ausgeschaltet werden? Der Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes rief die Interessenten zu einer Besprechung über die Möglichkeiten der Bekämpfung von Veruntreuungen der Angestellten. Man sprach vom lockeren Lebenswandel, von den verführerischen Reizen der Börsenspekulation und von Fehlern der Kontrole. Die müssen besonders scharf aufs Korn genommen werden. Wer sich von Schuld und Fehle frei weiß, wird keine Kontrole scheuen. Die Betrugsfälle, von denen in den letzten Jahren gesprochen wurde, zuletzt der Fall Willhardt bei der Mitteldeutschen Kreditbank, ließen Lücken im Kontrolsystem erkennen. Ob es möglich sein wird, den Beamten das Spekuliren ganz abzugewöhnen, ist mindestens fraglich. Aber die exponirten Leute müßten unter strengster Aufsicht stehen. Die Bank muß der Beamten, denen sie die Verwaltung ihrer Niederlassungen anvertraut, unbedingt sicher sein. Die Bayerische Diskonto- und Wechselbank in Nürnberg, die von der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank und von der Diskontogesellschaft gegründet wurde, hat mit einem Stellvertretenden Direktor ihrer augsburger Filiale böse Erfahrungen gemacht. Durch Fälschung und Briefunterschlagung brachte der Mann (Hetzler heißt er) eine volle Million an sich. Die Bayerische Diskonto- und Wechselbank hatte sich bei der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen um Ueberlassung von Reportgeld beworben und die Gesellschaft erklärte sich bereit, eine Million Mark herzugeben. Die Transaktion war nichts Außergewöhnliches, sondern ein Geschäft, wie es im Verkehr zwischen Banken und industriellen oder anderen Unternehmungen, die über liquide Mittel verfügen, oft vorkommt. Der Abschluß des Geschäftes wurde der Bank in Augsburg von Ludwigshafen aus schriftlich bestätigt und erst acht Tage nach diesem Schreiben kam das Geld zur Auszahlung. Die Centrale in Nürnberg hätte von diesem Handel erfahren, wenn Hetzler den ludwigshafener Brief nicht unterschlagen hätte. Eben so verfuhr er mit dem Schreiben, das die Absendung der Million bestätigte. Unter die Dokumente, die nach Ludwigshafen gingen, setzte er den Namen des zweiten Prokuristen; die Briefe, die an die Badische Anilin- und Sodafabrik kamen, boten also keinen Grund zur Beanstandung. Die wesentlichste Chance, mit der Hetzler rechnen durfte, war die Abwesenheit des Mitdirektors. Der war auf Urlaub und wohl nicht voll ersetzt; Hetzler hatte drum ein ziemlich leichtes Spiel. Wie weit seine Vollmacht ging, zeigt die Art, in der er über die Million verfügte. Er ordnete telegraphisch an, das Geld

solle zunächst der frankfurter Filiale eines berliner Institutes überwiesen und von diesem an belgische und französische Banken weitergegeben werden, bei denen Hetzler große Engagements in Goldshares und amerikanischen Papieren laufen hatte.

Auch die Bank hat einen Fehler gemacht. Sie erklärte, der Schade, den Hetzler angerichtet hat, sei nicht von ihr zu tragen. Die Badische Anilin- und Sodafabrik und die Banken, bei denen Hetzler die gestohlene Million hinterlegt hatte, wären also die Opfer geworden. Der Widerhall, den diese Ankündung fand, mußte die Bayerische Diskontobank lehren, daß sie ihren Kredit gefährde. Sie hat die übereilte Wahl ihres Standpunktes bald aufgegeben und in einer Sitzung des Aufsichtrathes beschlossen, die ludwigshafener Gesellschaft schadlos zu halten. Das ist die für ein angesehenes Finanzinstitut einzig mögliche Konsequenz. Kunden für Betrügereien der Angestellten haftbar zu machen, ist undenkbar. Wenn auf beiden Seiten die Voraussetzungen eines rechtlich wirksamen Geschäftsabschlusses gegeben waren, wenn insbesondere der Angestellte zur Vornahme der Transaktion legitimirt war, muß die Bank den Schaden tragen. Die Dividende der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank soll von 6 auf 5 Prozent herabgesetzt werden, damit schon aus dem Gewinn des letzten Jahres eine Rücklage zur Deckung des Verlustes gemacht werden kann. Die Aktionäre spüren also die schmerzhafte Wirkung des Millionendiebstahls. Auch diese Art der „Risikovertheilung“ fordert zu Widerspruch heraus; denn verantwortlich sind nicht die Eigenthümer der Bank, sondern die Personen, die von ihnen zur Verwaltung berufen wurden. Vielleicht können sie nachweisen, daß alle erdenklichen Kautelen vorhanden waren und die Unterschlagung einer vis major zuzuschreiben ist. Doch zunächst müßte untersucht werden, ob der augsburger Filialdirektor unter genügender Aufsicht stand. Die Mitteldeutsche Kreditbank bekam keine Lobsprüche zu hören, als sie ihre Aktionäre an der Deckung der vom „süßen Harry“ unterschlagenen 700 000 Mark mitwirken ließ. Nun stelle man sich vor, wie die erste Erklärung der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank wirken mußte, die sogar den Kunden für das Vergehen des Angestellten haftbar machen wollte. Die Banken sind auf fremdes Geld angewiesen und müssen deshalb für die ihnen anvertrauten Kapitalien bürgen. Die Badische Anilin- und Sodafabrik zog aus der ersten Erklärung der Bayerin den richtigen Schluß: sie sagte den mit ihr arbeitenden Banken, daß sie den Verkehr mit ihnen nur fortsetzen könne, wenn sie die Unterschriften auf ihren Briefen notariell beglaubigen lassen. Nette Aussichten. Telephon und Telegraph wären für diesen Verkehr also ausgeschaltet. Ein anderer Kunde, der mit dem bayerischen Bankinstitut Jahre lang gearbeitet hatte, fragte, ob die Bank etwa darauf bestehe, daß die Echtheit ihrer Unterschriften besonders geprüft werde, und drohte für diesen Fall mit dem Abbruch der Geschäftsverbindung. So unerquickliche Auseinandersetzungen hätte sich die Verwaltung der Bank erspart, wenn sie weniger schnell mit der „Regelung“ des Schadensersatzes bei der Hand gewesen wäre.

Die Württembergische Vereinsbank, die sich in den letzten Jahren durch eine ziemlich rasche Expansion hervorthat, ist durch eine ihrer ältesten Zweigniederlassungen (in Heilbronn) geschädigt worden. Der Verlust wird die Dividende nicht verringern, zeigte aber Kontrolmängel, deren Eingeständniß nicht angenehm ist. Die heilbronner Filiale gewährte einer Firma, die in Schwierigkeiten gerieth, einen Kredit von einer Million Mark, obwohl die Centrale in Stuttgart nur 200000 Mark bewilligt hatte. Ueber 800000 Mark gab der Filialdirektor auf eigene Faust gegen Accepte, die in die Obligobücher und Auszüge nicht eingetragen waren, so daß bei Revisionen die Kompetenzüberschreitung nicht entdeckt werden konnte. Die stuttgarter Direktion sagt, daß sie „durchaus berechtigt" gewesen sei, dem heilbronner Beamten „weitgehendes Vertrauen" entgegenzubringen, läßt aber merken, daß auch ihr das Aufsichtsystem mangelhaft scheint. Man darf eben den psychologischen Einfluß des Wettbewerbes unter den Konkurrenten auf den Außenposten nicht unterschätzen. Jeder im Feld stehende Beamte will der obersten Armeeleitung zeigen, was er kann. Das bringt nicht nur Anerkennung, sondern auch Gewinn. Und dieser Kampf um die Tantieme rückt schließlich die Grenzen der Vorsicht bei der Kreditgewährung allzu weit hinaus. Die ganz guten Objekte sind meist schon in festen Händen. Die Großbanken mit ihren überall verstreuten Außenforts lassen so leicht keinen Gegner aufkommen. Der kleine Souverain muß lange nach einem Angelplatz ausspähen und fängt dann natürlich nicht lauter Goldfische. Wer seiner Geldquellen nicht ganz sicher ist, darf zufrieden sein, wenn er ohne böse Erfahrungen auskommt. Die stellen sich ein, sobald der Himmel sich bewölkt. Ein Opfer der marokkanischen Krisis nennt sich die Göttinger Bank, die gezwungen war, ihre Zahlungen einzustellen. Sie hat viel mit dem Geld kleiner Leute gearbeitet, die ihr die Ersparnisse brachten. Die Summe der Spargelder allein (ohne Kontokorrentkreditoren) war in der letzten Bilanz mit 3,68 Millionen ausgewiesen. Die zur Verfügung stehenden Guthaben wurden zum Theil in Engagements gesteckt, die erhebliche Verluste brachten oder schwer lösbar waren. Der Wunsch, die Rentabilität des im Betrieb arbeitenden Kapitals zu steigern, ließ die Gebote der Vorsicht vergessen. Daß die Kundschaft einer Bank, die gern und reichlich giebt, vor Spekulationpapieren nicht zurückschreckt, läßt sich denken. Und die hastigen Schlingerbewegungen der newyorker Börse sind an mancher „Verstimmung" in den Konten deutscher Finanzinstitute schuld. Aber die Göttinger Bank hätte sich, trotz früheren Verlusten, zu halten vermocht, wenn ihr nicht in letzter Zeit erhebliche Posten von Depositengeldern entzogen worden wären. Sie hat in sechs Monaten mehr als 1½ Millionen zurückgezahlt. Das hat Marokko verschuldet. Ein Opfer der Politik; noch kein zu schweres. Discite: welche Gewalt das Volk mit seinen Spargeldern besitzt. Ginge es ohne die, so brauchte die Wirthschaft nicht bei jeder Sensation um den Lebenssaft zu zittern. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen





Mozartsaal — Nollendorfplatz

Wöchentlich neuer Spielplan

Täglich geöffnet ab 6 Uhr, Sonntags ab 3 Uhr

Eintritt jederzeit :: :: Programm und Garderobe frei :: :: Ende 11 Uhr



≡ EIS-ARENA ≡

Täglich für Schlittschuhläufer und Zuschauer ab 10 Uhr vorm. geöffnet.

Nachmittags von $1/_2 4$ bis $1/_2 8$ Uhr: MILITÄR-KONZERT abwechselnd die Kapellen des 2. Garde-Dragoner-Regts. Kaiserin Alexandra v. Russland, 8. Garde-Feldartillerie-Regiments und Regiments Garde du Corps.

Um $1/_2 6$ Uhr: Produktionen der engagierten Solokräfte.
Abends: Das prunkvolle Eis-Ballett

MONTREAL

Die Stadt auf Schlittschuhen.

Lichtertänze, Bänderreigen, Apachentänze, Pushballspiele etc.
Kapelle Einödshofer unter persönlicher Leitung Julius Einödshofers.

Ersklassige Restauration bis 1 Uhr nachts.

Bis 6 Uhr und nach $10^3/_4$ Uhr halbe Kassenpreise.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt von der Firma F. Rossner, Verlag in Zeitz, über

philosophische Werke

bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.


Werden Sie Redner!


FOSCO
FOSCO


Alkoholfrei!
SINALCO
Alkoholfrei!
Sinalco-Aktiengesellschaft, Detmold.

☞ Zur gefälligen Beachtung! ☜

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei über die

Deutsche Napoleon-Gesellschaft

und deren erste, vielversprechende Publikation, das

Napoleon-Jahrbuch 1911

das im **Verlag Morawe & Scheffelt in Berlin** erscheint.

Wir machen unsere Leser hierauf besonders aufmerksam.

Gillette

Rasier-Apparat Kein Schleifen Kein Abziehen

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.